Der Krieg

Wirtschaftliches
Statistisches
Technisches

Preis 2 M.

München Georg Müller

Der Krieg

Statistisches / Technisches / Wirtschaftliches

Achte Auflage.

Der Krieg

Statistisches / Technisches
Wirtschaftliches

1914

München bei Georg Müller

Das vorliegende kleine Buch iſt dem Krieg gewidmet, dem modernen Krieg im allgemeinen, dem großen jetzigen im beſondern. Es ſoll kurz Alles, möglichſt Alles umfaſſen, was mit jenem und dieſem zuſammenhängt. Es möchte dem großen Publikum, denn es wendet ſich nicht an den Fachmann, eine Vorſtellung von dem Weſen des modernen Kriegs geben, von den Mitteln, mit denen er arbeitet, von der neuen Kriegführung, die mit Napoleon beginnt, und von den Deutſchen, nicht von den Franzoſen ausgebaut wurde, von Stärke und Stand unſerer Feinde, von den Fortſchritten der Waffentechnik, von Ernährung des Heeres, von der des Volkes im Krieg, von Feldpoſt und Roten Kreuz, von Kriegsverluſt und manchem andern.

Das Buch weiſt viele Zahlen auf, aber ſie ſprechen oft klarer und raſcher als Ausführungen. Es hat ſein Material aus Buch, Broſchüre, Zeitſchrift und Zeitung entnommen. Auch mancher Feldpoſtbrief hat zu dem großen Stoff beiſteuern können. Jedes Kapitel ſteht für ſich. Eine bunte Reihe von Bildern zieht am Leſer vorüber. Sie ſind mit Abſicht möglichſt mannigfaltig gruppiert. Aber ſie hält doch ein Grundton zuſammen. Und ſie alle zuſammen geben vielleicht das, was hier angeſtrebt iſt: Das Bild vom Krieg. Von dem, der uns alle angeht, der einen jeden ergriff und ergreift.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Die Stärke der neuen Heere / Verpflegung und Munition	1
Das Bild des Schlachtfeldes von einst und jetzt	3
Stärke der Heere im Altertume und in der Neuzeit	4/5
Entwicklung des Berufsheeres	6
Heeresetat der einzelnen Mächte	7
Statistische Zahlen über Umfang, Bevölkerung, Kriegs- und Friedensstärke der Armeen:	
Schweiz	8
Montenegro	8
Türkei	9
Rumänien	9
Griechenland	9
Serbien	10
Bulgarien	10
Portugal	10
Niederlande	11
Belgien	11
Schweden	12
Norwegen	12
Dänemark	12
Rußland (inkl. Polen und Finnland)	13/17
Frankreich	18/19
England	20/21
Italien	22
Österreich-Ungarn	23
Deutschland	24
Vergleichende Stärketabelle des Dreibunds und des Dreiverbands	25
Japan	25
Vereinigte Staaten	26
Bildungsgrad des Soldatenmaterials in Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Rußland	26

Seite

Verpflegung der Heere: 27
Feldküchen 28
Kriegsproviantämter 29
Proviantkolonnen 29
Eiſerne Ration 29
Feldbäckerei 30
Munitionserſatz: 30
Patronenwagen 31
Munitionskolonnen 32
Maſchinengewehre 32
Feuerdiſziplin 33

II. Die „Großmacht" Serbien / Das „neutrale" Belgien / Antwerpen / Die wirtſchaftliche Stärke Belgiens 35
Geſchichtliche Entwicklung Serbiens 37/38
Das ſerbiſche Heer nach dem Balkankrieg 39/40
Serbien als Wirtſchaftsſtaat 41/42
Hiſtoriſche und wirtſchaftliche Entwicklung Belgiens 42
Das belgiſche Heer 43
Das Feſtungsdreieck Antwerpen, Lüttich, Namur . . 43/45
Handel und Induſtrie in Belgien 46
Finanzweſen in Belgien 47/48

III. Die Kampfesweiſe der Franzoſen / Das ruſſiſche Heer / Der Koſak / Franzöſiſche Feſtungen. Das „ſtarke" Paris / Englands Landheer / Unſichere Kolonien / Was koſtet ein Weltkrieg? . . . 49
Mißſtände im franzöſiſchen Heerweſen . . . 51
Die Kampfesweiſe der Franzoſen 52/53
Bewaffnung, Aufklärung, Feuertaktik 54/55
Geſamtſtärke der franzöſiſchen Feldarmee 55
Die finanzielle Lage in Frankreich 56/57
Das ruſſiſche Heer 58
Mißverhältnis zwiſchen Sollſtärke und wirklichem Beſtand 59/60
Das Wort von der „ſukzeſſiven Defenſive" . . . 61
Charakteriſtik der Offiziere und höheren Führer . . 61/62
Der paſſive Mut des ruſſiſchen Soldaten 62/63

Seite

Der Koſak 64/65
Der franzöſiſche Feſtungsgürtel 65
Belfort—Epinal, Toul—Verdun 66
Lille—Maubeuge, Longwy—Montmedy 67
Reims, Laon, La Fère, Dijon, Langres, Beſançon . 67
Die Feſtung Paris 67/72
Der engliſche Handel und der Krieg 73
Bismarck über „Das engliſche Hilfskorps“ . . . 75
Reguläre Armee und Territorialarmee in England . 76
Geiſt der engliſchen Soldaten und Offiziere . . . 76
Das indiſche Problem 77
Die „Geheime Geſellſchaft“ und der „Jungindien-verband“ 81/83
Die mohammedaniſche Gefahr 84

Koſten des Weltkrieges: 85/86
Tagesbedarf eines modernen Heeres 87
Deutſchlands Ausgaben während der erſten ſechs Kriegswochen 87
Englands Verluſt am Geſamtvermögen 88
Krieg und Welthandel 89

IV. Der Generalquartiermeiſter / Feldpoſt / Rotes Kreuz / Der Kriegsberichterſtatter / Kriegsorden / Kriegsgefangene 91
Der Generalquartiermeiſter 93/94

Die Feldpoſt: 95
Geſchichtliche Entwicklung der Feldpoſt 95/97
Generalpoſtmeiſter Stephan 97
Die Feldpoſt im Jahre 1870 . . . . . 97/98
Organiſation der modernen Feldpoſt in Deutſchland und Öſterreich-Ungarn 99/100
Wie ein Feldpoſtbrief aus der Heimat an ſeinen Empfänger geleitet wird 101
Benützung der Feldpoſt durch Kriegsgefangene . . 102

Das Rote Kreuz 102
Gründung und Ausbau des Roten Kreuzes . . . 102/04
Das Feldſanitätsweſen 104/05
Verwundetentransport, Lazarett-, Hilfslazarett- und Krankenzüge 106

Seite

Truppenverbandplatz 107/08
Wundbehandlung 109
Verluste in alter und neuer Zeit 110
Das moderne Geschoß und die Kriegschirurgie . . 110/12
Dum-Dum-Geschosse 112
Die Bekämpfung von Seuchen 113/14
Desinfektion der Schlachtfelder 114/15
Gräber und Massengräber 115/16

Der Kriegsberichterstatter: 116

Entwicklung der Kriegsberichterstattung 116/17
Schädliche Folgen einer unvorsichtigen Kriegsberichterstattung 118
Zensur und nationale Presse 119

Kriegsorden: 120

Das Eiserne Kreuz 120/22
Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen 123
Roter Adlerorden und Kronenorden mit Schwertern 123
Pour le mérite 123
Militärverdienstkreuz, Militärehrenzeichen 124
Max-Josephsorden, Militärverdienstorden (Bayern) . 125
Militär-Karlsorden (Württemberg) 125
Militär-St.-Heinrichsorden (Sachsen) 126
Karl-Friedrich-Orden (Baden) 127
Philippsorden (Hessen) 127
Militärverdienstkreuz (Mecklenburg-Schwerin) . . . 127
Friedrich-August-Kreuz (Oldenburg) 127
Maria-Theresia-Orden (Österreich-Ungarn) 128
Goldene und silberne Tapferkeitsmedaille (Österreich-Ungarn) 129
Verdienstkreuz für Militärgeistliche (Österreich-Ungarn) 129

Kriegsgefangene: 130

Unterbringung, Verpflegung und Beschäftigung der Kriegsgefangenen 130/33

V. Mine und Torpedo / Luftschiff / Eisenbahn und Auto / Funkentelegraphie und Fernsprecher / Optische Signale . . . 137

Minen 137
Stoß-, Stein- und Beobachtungsminen 137/38

Seite

Minenſperre und Konterminen 139
Minendampfer 140
Torpedoboote: 140
Hiſtoriſche Entwicklung der Torpedoboote 140
Angriffstaktik 141
Der Whiteheadtorpedo 142
Unterſeeboote: 143
Die Erfindung des Tauchboots 143
Das Periſkop 144/45
Der Erfolg des U 9 146
Luftſchiff: 146
Franzöſiſches und deutſches Flugweſen 146
Mißſtände im franzöſiſchen Flugweſen 147
Franzöſiſche Lenkballons 148
Englands Luftflotte 148
Ruſſiſche Fliegertruppen 149
Aufgaben des modernen Kriegsluftſchiffs 149/51
Ballonabwehrkanonen 152
Überlegenheit der Zeppeline 153/55
Möglichkeit eines Bombardements von London . . 154
Eiſenbahn und Auto: 155
Militäriſche Bedeutung der Eiſenbahnen 155/56
Leiſtungen der Eiſenbahnen in den Feldzügen 1866, 1870/71 . . . . . 156/57
Bildung der Eiſenbahntruppen 158
Länge des Schienennetzes in Deutſchland, Rußland, Frankreich, Öſterreich-Ungarn und Belgien . . . 159
Kriegseiſenbahnen 160/61
Die europäiſche Normalſpur und Rußlands 1524mm-Breitſpur 162/63
Das Kraftfahrzeug und der moderne Krieg . . . 163/65
Funkentelegraphie und Fernſprecher: 165
Die Feldtelegraphie und ihre Entwicklung 165
Der Truppenfernſprecher 166/67
Erfindung und Vervollkommnung der Funkentelegraphie 167/68
Drahtloſe Luftſchiffſtationen 169
Bedeutung des drahtloſen Syſtems für das Feldheer . 169/70

Seite

Optiſche Signale: 170
Der mechaniſch-optiſche Telegraph von 1791 . . . 170
Der Heliograph 171
Feuerſignale, Flaggenſprache 172/73
VI. Die Aufgaben der Kavallerie / Tempo des modernen Krieges und Feldzugsplan 175
Die Entwicklung der Infanterie 177
Kavallerieattacke und Infanteriefeuer 177/78
Aufgaben der Kavallerie 178
Mobilmachung, Aufmarſch und Feldzugsplan . . . 179/81
VII. Volksernährung und Krieg: 183
Ernährungsunterſchied zwiſchen Agrar- und Induſtrieſtaat 183/87
Deutſchlands Volksernährung aus eigenen Mitteln ſicher geſtellt 188/93

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

I.

Die Stärke der neuen Heere / Verpflegung und Munition.

Es wäre ebenso interessant wie lehrreich, ein altes Schlachtbild mit einem neuen zu vergleichen. Unser Gedächtnis ist gefüllt mit Vorstellungen früherer Kämpfe. Reproduzieren wir unsere Eindrücke davon, so meinen wir vor uns eine weite Fläche zu sehen, vielleicht durch einen Wald abgeschlossen, und in dieser scheinbar unermeßlichen Ebene wogen die Massen durcheinander; Menschenknäuel unentwirrbar, ineinander verfilzt, ein wüstes Gemenge von Pferden, Geschützen, Fahnen, Mannschaften aller Art. Säbel blitzen, Bajonette flammen, Kanonen speien ihre todbringenden Ladungen, überall Pulverwolken — dort macht auf prachtvollen Pferden ein glänzendes Kavallerieregiment eine stürmische Attacke — hier formiert ein Infanteriebataillon Karree — auf dem Hügel hält der Oberbefehlshaber und verfolgt gespannt den Gang der Schlacht. —

So und ähnlich stellen sich uns die Bilder früherer Schlachten vor.

Heute aber erscheint vor uns eine weite Fläche, die leer ist oder zu sein scheint. Die Infanterie geht nicht mehr nach den Klängen des Avanciermarschs in dichtgeschlossener Reihe über die freie Ebene vor; sie schiebt sich vielmehr, eng dem Gelände sich anschmiegend, in dünnen Schützenlinien vor und sucht sich durch Deckung aller Art dem Auge des Gegners zu entziehen. Wie im Burenkrieg gleitet sie, falls es an Deckung gebricht, über den Boden, von dem sie sich durch die neue Felduniform kaum abhebt. Die Artillerie fährt hinter Höhen und Wäldern auf und vermeidet alle offenen Stellungen und hoch gelegenen Punkte. Sie selbst bleibt ungesehen, nur vorgeschobene Beobachtungsposten behalten den Gegner und das Einschlagen der Geschosse im Auge und melden ihre Erkundungen durch den Fernsprecher der schießenden Batterie. Nur wenig Pulverdampf liegt auf dem

Schlachtfeld, seit man das rauchschwache Pulver hat. Leer und nackt dehnt sich die Ebene, nur von Zeit zu Zeit springen und stürmen die Schützen vor, dann sind sie wieder, wie vom Boden verschluckt, in der Deckung verschwunden.

Das ist die neue Schlacht, die Schlacht von heute.

Seit hundert Jahren hat der Krieg sein Gesicht verändert. Er ist ein anderer, größer, komplizierter, teurer geworden.

Es werden heute Massen aufgeboten, gegen die alle aus früheren Zeiten verschwinden.

In der Schlacht in Lothringen haben nach den amtlichen deutschen Meldungen mehr als acht französische Armeekorps im Feuer gestanden. Man weiß allerdings nicht, ob es sich nur um Verbände des aktiven Heeres oder auch um Reservekorps gehandelt hat.

Frankreich hat an Korps im Frieden 20 im Mutterland, eins in Algerien-Tunesien, eins aus Kolonialtruppen. Zum Teil, wie es heißt, sind die afrikanischen Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingetroffen. Ein Drittel dieser Verbände hätte demnach in Deutsch-Lothringen operiert. Man berechnete die Kriegsgliederung eines Korps auf zwei Infanterie-Divisionen, eine Reserve-Infanteriebrigade, sechs Schwadronen und 36 Batterien, im ganzen mit einer Verpflegungsstärke von 49 000 Mann, einer Gefechtsstärke von 36 000 Gewehren, 900 Säbeln und 144 Geschützen, außer von besonders zugeteilten Formationen. Da nun sicher auch einige Kavalleriedivisionen als Heereskavallerie zugegen gewesen sein mußten, ergibt sich auf französischer Seite als Gesamtstärke an fechtenden Truppen 510 000 Mann mit gegen 900 Geschützen.

Ähnlichen Zahlen begegnen wir auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Ihnen gegenüber verschwinden die Zahlen früherer Zeiten.

Die Millionenheere des Altertums sind längst auf das rechte Maß zurückgeführt worden, sie haben sich als Phantastereien der antiken Schriftsteller erwiesen.

Aber selbst die Schlachten in den napoleonischen und noch späteren Feldzügen weisen nicht die Ziffern auf derer im jetzigen Krieg. Zahlen reden am deutlichsten: Wir finden bei Leipzig 472 000 Mann, bei Königgrätz 436 000, bei Wagram 310 000, bei Gravelotte 300 000, bei Dresden 296 000, bei Solferino 284 000, bei Sedan 244 000, bei Belle-Alliance 217 000, bei der Lisaine 185 000, bei Mars-la-Tour 176 000, bei Ligny 165 000.

Am Krieg Siebzig haben teilgenommen 53 101 Offiziere und 1 113 254 Mannschaften. Die insgesamt zu den Waffen gerufenen, zur Verteidigung der Meeresküste, zur Bewachung der Kriegsgefangenen und Besatz der deutschen Festungen bestimmten Mannschaften erreichen die Zahl 1 451 992 und 42 420 Offiziere.

Was aber steht heute im Felde! Auch hier ist die Entwicklung in den letzten 44 Jahren eine ungeheuere.

Die stehenden Heere, die neue Wehrordnung, ergeben sich aus dem inneren Zusammenschluß, der Festigung und Abschließung nach außen der neuen Staaten. Sicherung und Schutz soll nicht mehr fremden Söldnern anvertraut werden. Solange man dazu gezwungen war, mußte man mit den unsicheren Bestandteilen der Heere rechnen, die oft, im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit, wenn nicht alle ihre Forderungen, selbst die unberechtigten, erfüllt wurden, sich gegen den eigenen Soldherrn wandten.

Das große Kriegsvolk des Altertums, Rom, hatte ein Berufsheer von 50 000 Mann, das im Notfall durch die überall angesiedelten Veteranen, die gedienten bewährten Soldaten, stark vermehrt werden konnte. Die Germanen kannten als ständige Kriegstruppe nur die Gefolgschaft der Gaufürsten.

Sonſt ſaßen ſie auf ihren weit verſtreuten Siedelungen, ein Volk in Waffen, aber nicht unter Waffen. Wenn Gefahr droht, ſo finden ſie ſich auf dem Sammelplatz der Gaugemeinde ein, wo die Heerfahrt dann ihren Ausgang nimmt.

Das deutſche Mittelalter kennt den Jahresbann auf dem Maifeld, dann den jährlich einmal vom König einberufenen Heerbann. Italien unternimmt ſpäter durch ſeine Condottieri den Verſuch, eine Art ſtehendes Heer zu bilden. Aber es ſind Mietheere und lediglich dem Meiſtzahlenden zu Dienſten. Der große Name des Feldherrn ruft und hält ſie zuſammen. Sie ſtehen in keiner Beziehung zu einem Land und Volk. Es iſt eine bunte, überall angeworbene Schar, die der Krieg ernährt und der Frieden brotlos macht.

Dann kommen die Schweizer auf. Das Bergland ſendet ſeinen Überfluß an Menſchen in die Fremde. Es iſt ein kräftiges, widerſtandsfähiges und darum vielbegehrtes Material. Es gibt keinen Krieg, an dem ſie nicht, und nicht ſelten den ausſchlaggebenden Anteil haben. Aber mit den wachſenden Erfolgen werden ſie anſpruchsvoll, dreiſt, teuer — eine Laſt für den Kriegführenden. Man will ſich ohne ſie behelfen und aus dem eigenen Land ein Heer, wenigſtens für den Kriegsfall, bilden. Das „Landesdefenſionsweſen“ im 17. Jahrhundert beſtimmt, daß jede Feuerſtätte für den Krieg einen tauglichen, gut ausgerüſteten Mann ſtellen ſoll, der in die Muſterrolle eingetragen wird.

Ein Berufsheer ſchafft aber erſt Ludwig XIV. von Frankreich, oft in Krieg verwickelt und auf Eroberung bedacht. Es zählt 72 000 Mann und wurde im Kriegsfall, wenn auch nicht ſtark, vermehrt: ſo zählten die Infanteriekompagnien von 35 Mann im ſpaniſchen Erbfolgekrieg 45 Mann.

In Preußen iſt es der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der die Notwendigkeit erkennt, ein ſtehendes Heer zu bilden. Sein Kantonſyſtem hat ſich aufs beſte unter ſeinem Sohn,

Friedrich dem Großen, bewährt. Von Friedrich Wilhelm I. darf man in Preußen den ständigen, immer größeren Ausbau des Heeres datieren. Ein ausgezeichneter Verwalter und Finanzmann, ein glänzender Soldat, aber nicht ein Nur-Soldat, weiß er seinen Truppen etwas von dem Geist, der ihn selbst erfüllt, mitzuteilen: er schafft in ihnen das Werkzeug für den Erfolg seines Sohnes. Ein großer Teil der Staatseinkünfte wird für das Heer verwandt. Was zu Friedrich Wilhelms Zeit noch etwas Absonderliches, manchmal Belächeltes war, hat man längst als das Rechte erkannt: Was der Staat einnimmt, gehört nach Vernunft und Recht zum großen Teil dem, der ihn beschützt.

Ein Gemeinwesen ohne eine aus eigener Kraft und eigenem Blut gebildete Verteidigung ist heute nicht mehr denkbar. Jedes Volk macht, oft unerhörte Anstrengungen, sich durch sich selbst zu schützen. Es lastet sich drückende Verpflichtungen auf, seufzt unter Bürden der Steuern — alles oder doch zumeist für sein Heer zu Land und See. Große Kulturaufgaben treten notwendig, muß man wohl sagen, zurück gegen die stets wachsenden Anforderungen von Flotte und Heer. Der Frieden, zumal wenn er lange währt, läßt sie unmäßig, ja überflüssig erscheinen. Erst der Krieg bezeugt ihre Berechtigung und Notwendigkeit. Wir können heute nachprüfen, was die großen und kleinen Staaten alljährlich für ihre Heere und Flotte ausgeben — ein mächtiges Kapital, das im Krieg sich hundertfach verzinst.

Von den großen Mächten gibt das Deutsche Reich nach dem Etat für 1913/14 für das Heer 1368,7 Millionen Mark, für die Flotte 470,6 Millionen Mark aus; Österreich-Ungarn 362,9 resp. 155,2; Rußland 1267,1 resp. 497,6; Frankreich 786,6 resp. 412,2; England 560,1 resp. 995,7; Italien 339,5 resp. 205,4; Griechenland 81,2 resp. 18,3; die Vereinigten Staaten 1911/12 604,9 resp. 590,7. Auch Japan verwendet

einen großen Teil von seinen 1314,4 Millionen Mark betragenden Einnahmen für Heer und Flotte, für die letztere nach dem Etat von 1913/14 202,8 Millionen Mark.

Das Verhältnis der Ausgaben für Heer und Flotte ist, wie man aus den Ausführungen bei den verschiedenen Staaten sieht, ein verschiedenes. Deutschland und Österreich leisten ungefähr ein Drittel mehr für ihr Heer als für ihre Flotte. Das Insel- und Kolonialreich England wendet naturgemäß Hunderte von Millionen mehr für seine Flotte auf. Das größte Gleichgewicht in beiden Ausgaben behaupten noch die Vereinigten Staaten. Rußland stellt in seinem Etat sein Heer mehr als doppelt so hoch wie seine Flotte.

Die Größe der neuen Heere, rein zahlenmäßig, steht in ungefährem Verhältnis zur Einwohnerzahl der Länder. Ungefähr darum, weil man die Abwanderung der Eingeborenen und den Zufluß der Fremden nicht aus den Augen lassen darf. Auch pflegt dieser oft bei weitem geringer als jene zu sein. Es wird dem Volk durch die Auswanderung, die mannigfache Gründe haben kann (Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen, Hoffnung auf ergiebigere Lebensmöglichkeiten u. a. m.) Kraft und Blut entzogen, das ihm fremder Zustrom in keiner Weise zu ersetzen vermag.

Die Schweiz mit 41 298 qkm, mit 3 765 123 Bewohnern, von denen 565 300, also 15 Prozent Ausländer sind (1910) hat im Kriegsfall ein Bundesheer von 145 800 Mann Infanterie, 9650 Mann Kavallerie, 25 570 Mann Artillerie usw., zusammen 211 600 Mann, wozu noch 275 300 Mann Landsturm kommen.

Das kleinste aller Königreiche, Montenegro, mit 14 200 qkm und 430 000 Einwohnern stellt eine Kriegsarmee von fast 10 Prozent auf. Eine Macht, die seit mehr als einem Jahrhundert ständig dem Verfall zutrieb, ihren Niedergang vor allem dem von ihren Herrschern gewollten und durchge-

ſetzten Stillſtand auf allen Gebieten der Kultur zuſchreiben muß, jetzt aber einen, vielleicht erfolgreichen und dauernden Aufſchwung zu nehmen im Begriff iſt: die Türkei, hat ein Heer im Frieden von 280 000 Mann mit 1660 Feldgeſchützen, im Krieg von 1 800 000 Mann mit 4000 Geſchützen. Ihre Flotte zählt 54 Schiffe mit 396 Geſchützen, darunter 7 Panzerſchiffe mit 194 Geſchützen, 24 Torpedoboote mit 98 Geſchützen und 34 Rohren. Das alles bei einem Geſamtbeſitz des Großſultanats von 2 784 300 qkm und einer Bevölkerung von 31 897 000 Menſchen.

Die Türkei verlor, wie man weiß, Anſehen und Macht durch Rußland und die Balkanſtaaten. Die Teilung der Beute hatte, wie das in der Regel der Fall iſt, Krieg unter den Jägern zur Folge.

Sieht man von dem kleinen, aber deſto lauteren Mitläufer Montenegro ab, ſo ſteht von den vier großen Balkanſtaaten Rumänien an erſter Stelle, ein Land, das, dank nicht zuletzt ſeinem Herrſcher, die bemerkenswerteſten Fortſchritte auf allen Gebieten macht, der Balkanſtaat, der ſozuſagen am wenigſten balkanmäßig iſt, der ſich, bei aller Bewahrung des Volkscharakters, am meiſten weſtlicher Kultur genähert hat. Fünfzehn Prozent von den 7 601 600 Bewohnern, die ſich auf 139 690 qkm verteilen, ſind Fremde: Slaven, Ruthenen, Ungarn, Armenier uſw. Die Armee zählt im Frieden 104 800 Mann mit 588 Geſchützen, im Krieg 400 000 Mann mit 900 Geſchützen. Die Flotte hat 31 Schiffe mit 101 Geſchützen und 2700 Mann.

Die zweite Stelle im Balkan nimmt heute das im letzten Krieg vom Glück begünſtigte Griechenland ein. Es faßt mit 120 365 qkm und 4 526 000 Bewohnern eine bunte Reihe von Völkern zuſammen: Albaneſen, Walachen, Armenier, Türken uſw. Im Frieden zählt es 25 250, im Krieg 115 200 Mann, dazu kommt noch eine Territorialarmee von 76 800

Mann. Die Flotte zählt 24 Schiffe mit 220 Geschützen, davon 4 Panzerschiffe mit 118 Geschützen, 14 Torpedoboote.

Serbien, der dritte Balkanstaat, zählt auf 88 000 qkm unter 4 650 000 Bewohnern über 135 000 Rumänen und Zigeuner. Das Heer hat im Frieden 131 200 Mann mit 600 Geschützen, im Krieg 400 000 Mann, d. h. soviel wie Rumänien. Es ist das aber, wie wir feststellen können, eine gewaltsame, unnatürliche und unmögliche Steigerung nach den letzten Verlusten, die es erlitt. Das Material dieses Heeres läßt sich mit dem des rumänischen doch nicht vergleichen. Der faktische Bestand unterscheidet sich wie bei Rußland wesentlich von dem gewünschten und schriftlich festgesetzten.

Bulgarien haben die Ereignisse und Ergebnisse des jüngsten Balkankrieges an die letzte Stelle gesteckt. Es zählt nach Rumänien die meisten Bewohner, nämlich 4 767 000, von denen 42 auf 1 qkm kommen. Mehr als 20 Prozent sind Rumänen, Griechen, Türken, Zigeuner. Außer einer Flotte von zehn Schiffen hat es ein Heer im Frieden von 61 300 Mann mit 372 Geschützen, im Krieg 190 450 Mann mit 1080 Geschützen.

Von der Staatsschuld der Balkanstaaten kommt, auch das ist lehrreich, auf den Kopf in Rumänien 173 Mark, in Griechenland 182,9 Mark, in Serbien 185 Mark, in Bulgarien 121,8 Mark.

Zu den Staaten, die ihre führende Rolle im Völkerleben längst aufgegeben haben, rechnet man die der spanischen Halbinsel. Portugal, die Heimat der Analphabeten, mit den Azoren 91 128 qkm groß, mit einer Bevölkerung von 5 790 273 Menschen will immer noch stellen können ein Heer im Frieden von 30 000 Mann, im Krieg von 149 000 Mann mit 312 Geschützen. Seine Flotte zählt 28 Schiffe mit 173 Kanonen, darunter 1 Panzerschiff und 5 Torpedoboote.

Unvergleichlich mächtiger ſteht Spanien trotz aller Verluſte in den letzten Jahrzehnten. Es hat mehr als fünfmal ſo viel Quadratkilometer und mehr wie dreimal ſo viel Bewohner als der Nachbarſtaat. Aber Portugal iſt faſt noch einmal ſo dicht wie Spanien bevölkert, dafür auch um ein gut Teil mehr verſchuldet: in Spanien trifft von der Staatsſchuld den Kopf 398 Mark, in Portugal 594 Mark. Spanien zählt in ſeiner Flotte 32 Fahrzeuge mit 306 Geſchützen, darunter 4 Panzerſchiffe und 9 Torpedoboote. Sein Heer ſtellt im Frieden 129 400 Mann mit 548 Geſchützen, im Krieg 680 000 Mann mit 768 Geſchützen.

Im Weſten Europas kommen von kleineren Staaten in Betracht: Belgien und die Niederlande, franzöſiſche und deutſche Vorpoſten, wenn man will.

Die Niederlande, 34 190 qkm mit 6 114 300 Bewohnern, die unermüdlich dem Meer Boden abringen, zählen 57 Prozent Proteſtanten, 35 Prozent Katholiken. Ihr Kolonialbeſitz in Oſtindien, Polyneſien, Weſtindien und Südamerika mit einer Bevölkerung, die die des Mutterlandes um mehr als das Fünffache übertrifft, und einer Ausdehnung von 2 045 650 qkm hat ſie zur kräftigen Ausgeſtaltung ihrer Flotte angehalten: ſie hat 85 Fahrzeuge mit 462 Geſchützen und 7200 Mann Beſatzung, davon 16 Panzerſchiffe und 38 Torpedoboote. Für das Kolonialreich ſteht eine Armee von 35 300 Mann. Das Heer ſelbſt zählt 41 400 Mann, die Milizen und Landwehr gegen 119 000 Mann.

Belgien, faſt ganz katholiſch — es hat nur gegen 15 000 Proteſtanten und 12 000 Juden — am dichteſten bevölkert in den Induſtriebezirken zwiſchen Küſte und Maas, zu Frankreich neigend und von ihm vielfach abhängig (38 Prozent ſprechen franzöſiſch, 43 Prozent flämiſch, nur 0,4 Prozent deutſch), zeigt ſich als Vaſall ſeines mächtigen weſtlichen Nachbars. Es hat in der Kongokolonie einen Beſitz, der doppelt ſo viel

Bewohner wie das Mutterland und faſt einen zehnmal ſo großen Umfang hat. Sein Heer zählt im Frieden 47 600 Mann, im Krieg 184 500 Mann mit 240 Geſchützen. Eine Verſtärkung tritt durch die Bürgergarde von 157 500 Mann ein.

Von den drei nordiſchen Königreichen iſt Schweden das der Bewohnerzahl nach größte. Von ſeinen 5 604 200 Einwohnern, die ſich auf 448 100 qkm verteilen, ſind gegen 30 000 Nichtgermanen: Finnen und Lappen; ein verſchwindender Bruchteil Katholiken und Juden. Es wanderten ab 1910: 27 800 und 1911: 20 000 Bewohner. Seine Flotte beſteht aus 96 Schiffen mit 452 Geſchützen, davon 23 Panzerſchiffe, 65 Torpedoboote. Das Heer zählt im Frieden 80 800 Mann mit 288 Geſchützen, im Krieg 515 000 Mann.

Norwegen, einſt mit Schweden durch Perſonalunion verbunden, faſt durchweg proteſtantiſch, ein Land, von deſſen 322 910 qkm nur 2500 qkm kultiviert ſind, ſpärlich bevölkert — ſieben Bewohner kommen auf einen Quadratkilometer — mit einer Auswanderung, die ſich erſt in den letzten Jahren minderte, hat eine Flotte von 59 Fahrzeugen mit 236 Geſchützen, darunter 6 Panzerſchiffe mit 84 Geſchützen und 41 Torpedoboote. Das Heer zählt 80 000, mit Landſturm 110 000 Mann.

Dänemark, reich bevölkert, zumeiſt auf den Inſeln, wo 117 Bewohner auf einen Quadratkilometer kommen, ſeit 1910 mit einer faſt in den gleichen Zahlen ſich bewegenden Abwanderung, faſt ausſchließlich nach den Vereinigten Staaten, hat eine Flotte von 69 Fahrzeugen mit 90 Geſchützen, und ein Kriegsheer von 85 300 Mann mit 128 Geſchützen.

Das ſind Mächte zweiten und niederen Ranges, mit bedingter und unbedingter Neutralität, Mitläufer der großen Mächte, ſelbſt nicht ausſchlaggebend, aber doch Faktoren der europäiſchen Diplomatie.

Man könnte ſich, wie die Balkanſtaaten verbündet, auch die nordiſchen Königreiche vereint zu einer gemeinſamen Aktion denken, die einen Erfolg hätte. Im Norden wäre auch die Konkurrenz eine mindere wie im Süden, wo immer wieder die Aufteilung der Türkei lockt, und Rußland die ohnehin vorhandene Mißgunſt und Rivalität pflegt und nährt.

Die Intereſſengemeinſchaft der Slaven, als deren Haupt, Vorkämpfer und Heros ſich Rußland geberdet und betrachtet, ſteht in Widerſpruch und Kampf mit der der Germanen. Es ſind zwei Welten. Zwei Gegenſätze ohne Vermittlung und Brücke. Eine Verſöhnung zwiſchen ihnen erſcheint nicht denkbar.

Der Kampf zwiſchen ihnen datiert ſchon von alters her. Ein Waffenſtillſtand iſt möglich, oft notwendig, ein Frieden jedoch, ein ehrlicher Frieden ausgeſchloſſen. Eine große Schlacht bringt vielleicht für Jahrzehnte eine kurze Entſcheidung, aber den Kampf beendet ſie nicht. Es iſt ein bald heimlicher, bald offener Streit, der aus dem Gegenſatz der Raſſen immer neu geboren wird. Rußland lockt die verwandten Völker mit dem phantaſtiſch aufgeputzten Bild eines panſlaviſtiſchen Reiches. Erfüllte ſich ſeine Sehnſucht und ſein Streben, ſo würden jene darin aufgeſogen. Es rechnet aber nicht mit der Pſyche und dem Individualitätsdrang des Volkes.

Behandelt man die natürlichen Hilfsquellen und die gewaltigen Volksmaſſen Rußlands, ſo möchte man es für unwiderſtehlich und unüberwindlich halten.

Der europäiſche Teil des Reiches mit ſeinen 51 Gouvernements, ſeinen 4 889 060 qkm, ſeiner Bevölkerung von 120 588 000 Menſchen iſt dünn bevölkert: auf einen Quadratkilometer kommen nur 24 Menſchen. Dazu tritt Polen mit 12 467 300 Menſchen auf 127 320 qkm, einer der am dich-

testen bevölkerten Teile Rußlands. Das Großfürstentum Finnland, dessen Seen, Sümpfe und Wälder neun Zehntel des Landes einnehmen, hat auf einen Quadratkilometer nur 8 Menschen bei einer Bevölkerung von 3 154 600 Menschen auf 373 600 qkm. Der asiatische Besitz umfaßt eine Bevölkerung von 30 863 700 Bewohnern auf 16 857 080 qkm, die Schutzgebiete auf 270 800 qkm 2 300 000 Bewohner.

Das ergibt zusammen 22 556 500 qkm und eine Bevölkerung von 169 373 600 Menschen.

Dieser gewaltigen Masse entspricht, wenigstens auf dem Papier, Heer und Flotte. Diese hat 396 Fahrzeuge mit 2750 Geschützen und 541 Lancierrohren, darunter 19 Schlachtschiffe mit 605 Geschützen, 7 Panzerkreuzer, 81 Torpedozerstörer, 56 Torpedoboote; eine Besatzung von 53 500 Mann. Die Ostseeflotte hat 223 Fahrzeuge mit 466 Geschützen und 298 Lancierrohren; die Schwarze-Meer-Flotte 82 Fahrzeuge mit 466 Geschützen und 150 Lancierrohren; die sibirische Flotte 86 Fahrzeuge mit 394 Geschützen und 97 Lancierrohren.

Das Heer (mit Finnland) hat 37 Armeekorps oder 70 Infanteriedivisionen und 24 Kavallerie- und Kosaken-Divisionen oder 158 Infanterie-, 60 Kavallerie- und 71 Artillerie-Brigaden oder 353 Infanterie- und Schützen- und 140 Kavallerie-Regimenter oder 1284 Infanterie-Bataillone, 834 Kavallerie-Schwadronen, 643 Feldbatterien mit 2200 Geschützen (im Krieg: 1676 Bataillone, 1326 Schwadronen, 569 Batterien mit 5830 Geschützen).

Das gesamte Heer zählt im Frieden 615 000 Mann Infanterie, 136 200 Mann Kavallerie, 166 000 Mann Artillerie, 30 000 Mann Genie, 2070 Mann Train — insgesamt 1 384 000 Mann; im Krieg 2 850 000 Mann Infanterie, 344 000 Mann Kavallerie, 297 000 Mann Artillerie, 7200 Mann Genie, 26 000 Mann Train — zusammen 3 616 000 Mann.

All das steht, sehnlichst gewünscht, auf dem Papier. Man kennt die russischen Verhältnisse zur Genüge. Die Schwächen des Riesenreiches sind wohl bekannt. Der schwedische Gelehrte Kjellén hat vor dem Ausbruch des Krieges vom abseits gelegenen Beobachtungsposten der politischen Wissenschaft, wie er sagt, Einblick genommen in die nationalen, kulturellen und historischen Bedingtheiten, Tendenzen und Zukunftsaussichten der Großmächte und bemerkt, daß die Russifizierungspolitik zwei mächtige Feinde im Innern erweckt hat, die auf jede Schwächung der „Svjataja Rußj" lauern: den Nationalismus der unterdrückten Polen, Balten und Finnen, vor allem der Ukrainer und Georgier, und dann den religiösen Fanatismus, der die polnische, baltische und finnische Frage verschärft und die Juden und Armenier anstachelt. Wie hoch der Großrusse diese Gefahr einschätzt, ersieht man aus den neuesten Proklamationen an die Polen und Juden. Dazu kommt die Potemkinsche Agrarpolitik Rußlands, von dem russischen Finanzminister Witte eingeleitet. Kein Kulturland hat so schlecht gepflegten Boden wie Rußland. Auf dem fruchtbarsten Boden Europas fehlt es dem Volk an Brot. Die Regierung nimmt dem Bauern das Brot vom Mund weg, um es auf den Weltmarkt zu werfen, indem es ihm mitten in der Erntezeit den Steuerexekutor auf den Hals schickt. Der Staat braucht diesen enormen Getreideexport, um die Zahlungsbilanz mit dem Ausland, die sonst eine verzweifelte wäre, und damit seinen eigenen, sehr in Anspruch genommenen Kredit aufrecht zu erhalten. Als Sicherheit für die ausländischen, hauptsächlich französischen Kapitalisten ist der Getreideexport nötig. Die Korruption der Beamtenschaft, das Verlangen nach nationaler Selbständigkeit und die agrarische Not des Volkes haben eine sehr ernste Gefahr gezeitigt, die Revolution, die nach 1905 nur in die Laufgräben ging, um sich auf einen neuen

Sturm vorzubereiten. Der Krieg wird zeigen, ob Rußlands Unterdrückungsſyſtem und Enteignungsverfahren gegenüber dem Landvolk nicht diesmal innere Umwälzungen zeitigt, die als ſpäte Nachwirkung der politiſchen Erdbebenwelle von 1789 den ganzen Bau des Zarenreiches erſchüttern.

Heute, wo wir Rußland im Feld gegenüberſtehen, gedenkt man wieder der vorzüglichen Charakteriſtik, die ein ausgezeichneter Kenner des europäiſchen Rußlands von dieſem Volk gab: Der Ruſſe iſt Indogermane, im nordiſchen Waldland aufgewachſen wie der Germane, und manche Eigenſchaften, die uns ſympathiſch berühren, wie eine gewiſſe Sinnigkeit und Gemütstiefe, wie die Schwermut, die ſich nach dem ſchönen Ausdruck Leroy-Beaulieus, vom Himmel und aus der Luft ergießt, die Friedfertigkeit und Schweigſamkeit des Bauern, ſein in Verſchwommenheit übergehender Tiefſinn im Gegenſatz zur Klarheit und plaſtiſchen Geſtaltungskraft des europäiſchen Südländers, wie auch ſeine innere und äußere Schwerfälligkeit dürften darauf zurückzuführen ſein. Die Rauheit und Unergiebigkeit der Landesnatur, der doch die wilde Kraft des Meeres und des Hochgebirges fehlt, haben ihm die paſſiven Tugenden der Genügſamkeit, der Geduld, der Unterwerfung gelehrt, die dann die geſchichtlichen Verhältniſſe weiter ausgebildet haben, anſtatt ihn zum Kampf zu wecken und zur Tatkraft zu erziehen. Nur der Koſak, der übrigens keinen Stamm, ſondern eine Art ſozialen Begriffs darſtellt, hat im Kampf mit den Bewohnern der Steppe eine mehr aktive Geiſtesrichtung erhalten. Wichtiger noch iſt die Tatſache, daß der Ruſſe, beſonders der Großruſſe — über Nord-, Mittel- und Oſtrußland, weſtlich bis Smolensk, ſüdlich bis Woroneſch hin verbreitet in 52 Millionen — kein moderner, ſondern ein mittelalterlicher, halbaſiatiſcher Menſch iſt. Nur die oberen Schichten ſind in der Art europäiſch, daß ſie ähnlich denken, fühlen

und wollen wie wir. Der ruſſiſche Bauer, der Muſchik dagegen, und ſelbſt der Kaufmann und Handwerker iſt davon kaum oberflächlich berührt. Er ſteht mit ſeinen geiſtigen Anſchauungen noch ganz unter der Autorität des Staates und der Kirche, nimmt deren Maßregel und Lehren geduldig und gläubig hin, als ob es gar nicht anders möglich wäre. Der entwickelte Sinn für die Wahrheit iſt immer erſt eine Errungenſchaft höherer Kultur. Der Ruſſe iſt in dieſem Sinn noch Naturmenſch, und auch die höheren Klaſſen haben die Untugend der Unwahrhaftigkeit erſt teilweiſe abgeſtreift: gegen die ruſſiſche Politik iſt der Vorwurf der Doppelzüngigkeit oft und mit Recht erhoben worden. Auch Fühlen und Wollen des Menſchen ſind im ganzen noch auf einer tieferen Stufe ſtehen geblieben. Die Tugenden des in der Kultur zurückgebliebenen deſpotiſch regierten ruſſiſchen Volkes ſind paſſiv. Verglichen mit den Aſiaten iſt er wohltätig, arbeitſam, ihm daher wirtſchaftlich überlegen; aber unſerer Auffaſſung nach iſt er apathiſch und indolent, darum wirtſchaftlich unbegabt. Das zeigt ſich ſchon in ſeinem Hang zur Bequemlichkeit und ſeiner Abneigung gegen körperliche Bewegung. Die Zeit hat noch keinen Wert; man vertrödelt ſie unglaublich. Der Ruſſe kennt nicht die Selbſthilfe des Engländers. Er iſt Fataliſt, womit auch ſeine ſtoiſche Todesverachtung zuſammenhängt. Stummes Erdulden und blinde Unterwürfigkeit ſind, wie Lanin ſagt, zu Nationaltugenden, und die grenzenloſeſte Sorgloſigkeit den Menſchen zur zweiten Natur geworden. Die Fähigkeit, Beſchwerden und Schmerzen zu ertragen, und die bis zum Stumpfſinn geſteigerte Geduld ſind erſtaunlich. Dem ruſſiſchen Volk fehlen die aktiven Tugenden, das zielbewußte Streben, der ausdauernde Fleiß, der wirtſchaftliche Erwerbsſinn, was aber nicht hindert, daß er in den oberen Schichten der Bevölkerung in ſeinen beiden häßlichſten Formen, nämlich

der Korruption der Beamten und kaufmänniſcher Skrupelloſigkeit und Unehrlichkeit, auftritt. Der mangelnde wirtſchaftliche Trieb, zuſammen mit der geringen Übung im Denken, erzeugen einen auffallenden Mangel an wirtſchaftlichem Verſtand.

Wie die Eigenſchaften des Ruſſen die gleichen geblieben ſind, ſo findet man auch bei den alten Schriftſtellern die Franzoſen in einer Weiſe charakteriſiert, als wäre ihre Art und ihr Weſen erſt heute ſchriftlich niedergelegt. Die Sucht nach Neuerungen, die Freude am Glänzenden, die Freude und der Stolz auf ſich ſelbſt, kürzer ausgedrückt, die Eitelkeit kann man in dieſen Tagen wieder in allen Formen ſehen. Frankreich will noch immer die „große Nation" ſein, die Europa gebietet. Aber es überſieht und vergißt völlig, daß keine Macht hinter dieſem anſpruchsvollen Begehren ſteht. Die napoleoniſchen Tage ſind vorüber. Frankreichs Hauptſchwäche iſt nach Kjellén der Geburtenrückgang: Das Frankreich, das 1870 niedergeworfen wurde, verhielt ſich an Einwohnerzahl zum Sieger wie 100:101. Jetzt iſt das Verhältnis 100:168. Das Zweikinderſyſtem, dieſer reingezüchtete Egoismus, droht für die Nation eine Krankheit zu werden, die zum Tode führen muß. Auch das ökonomiſche Leben zeigt unverkennbare Merkmale des Niedergangs. 1891 wurde Frankreich in der Exportſtatiſtik von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1892 im Import von Deutſchland und 1896 auch im Export von Deutſchland überflügelt. Auf dem Gebiete der Induſtrie ſehen wir dasſelbe Bild: relativer Rückgang bei abſoluter Zunahme. Selbſt die Kapitalbildung hat zu Beginn der neunziger Jahre ihr Entwicklungstempo zu verlangſamen angefangen. Die dritte franzöſiſche Republik hat in 40 Jahren bereits 50 Miniſterien verbraucht. Gleichzeitig haben ſich eine Reihe von „Affären" abgeſpielt, die nicht nur die Autorität des Parlaments (Panamakanal)

und neuerdings auch die der Verwaltung (die Schlachtschiffkataſtrophen 1907 und 1911), ſondern auch die der Rechtſprechung (Dreyfusprozeß) ernſtlich ins Wanken brachten. Die Anarchie ſcheint auch im Staatsweſen umherzuſchleichen, während Frankreich als Seemacht hinter Deutſchland zurückgetreten iſt und als Landmacht dem Volk die dreijährige Dienſtpflicht auferlegen mußte, um mit Deutſchland nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Dazu eine koloniale Expanſionspolitik großen Stils, während das Volk ziffernmäßig zurückgeht, nur um das innere „Désordre" durch äußere „Gloire" zu verſchleiern. Frankreich hat keinen Überfluß an Bevölkerung und auch keinen an Produktion, und das Kapital ſucht ſich bekanntlich andere als koloniale Wege. Materiell betrachtet, iſt dieſe Expanſionspolitik ein ſchlechtes Geſchäft. Nur durch ein ſchroffes Zollſyſtem kann das Mutterland eine befriedigende Ernte auf dem kolonialen Markt einheimſen. Sonſt gewährt dieſe Politik nur braune und ſchwarze Söldnerheere, um die Lücken in der Revanchearmee auszufüllen, während die Reibungsflächen und die Angriffspunkte immer zunehmen. Allem Anſchein nach treibt Frankreich unaufhaltſam dem Untergang entgegen und wird, wenn ihm dieſer Krieg verloren geht, ſeine Blutleere nicht mehr überwinden.

Frankreich hat auf 536 464 qkm eine Bevölkerung von 39 601 509 Menſchen. Auf einen Quadratkilometer kommen 74 Menſchen. Eine Zunahme der Bevölkerung iſt nur ſpärlich; ſeit 1906 etwa 0,88 Prozent. Es hat 1 132 700 Fremde, darunter 87 000 Deutſche (Rußland in ſeinem europäiſchen Teil 2,1 Millionen Deutſche). Sein Kolonialbeſitz in Aſien, Afrika, Amerika und Ozeanien hat auf 10 491 200 qkm eine Bevölkerung von 53 443 000 Menſchen.

Die Flotte zählt 382 Fahrzeuge mit 2920 Geſchützen und 900 Lancierrohren, davon 23 Schlachtſchiffe mit 880 Ge-

ſchützen, 22 Panzerkreuzer, 78 Torpedojäger, 150 Torpedoboote, 56 Unterſeeboote, 50 900 Mann Beſatzung.

Das Heer beſteht aus 21 Armeekorps oder 45 Diviſionen oder 93 Infanteriebrigaden, 10 Kavallerie-Diviſionen mit 30 Kavallerie-Brigaden, 20 Artillerie-Brigaden oder 173 Regimentern Infanterie, 31 Jäger-Bataillonen, 4 Regimentern Zuaven, 3 Regimentern Turkos, 2 Fremden-Regimentern, 5 Bataillonen afrikaniſcher Infanterie (zuſammen 740 Bataillone) 89 Regimentern Kavallerie (445 Eskadrons) 64 Feld-Artillerie-Regimentern (691 Batterien mit 2760 Feldgeſchützen), 13 Fußartillerie-Regimentern (97 Batterien).

Das Heer zählt im Frieden Mann: Infanterie 356 800, Kavallerie 73 200, Artillerie 94 800, Genie 18 300, Train 11 800, insgeſamt 645 300 Mann; im Krieg Mann: Infanterie 3 000 000, Kavallerie 150 000, Artillerie 280 000, Genie 70 000, Train 50 000, zuſammen 4 053 000 Mann.

Rußland und Frankreich verbündet hat ſich England. Auch die Schwächen dieſes Reichs hat Kjellén objektiv, aber ſcharf dargeſtellt, wenn er ſagt: Die Bevölkerung Englands hat zum großen Teil ihre direkte Exiſtenz auf ein Spiel in drei Runden geſetzt: zuerſt die Einfuhr von Rohwaren, um ſie in Fabrikate zu verwandeln, dann Ausfuhr der Fabrikate, um ſie zu Geld zu machen, und ſchließlich Ausfuhr des Geldes, um es in Nahrungsmittel umzuſetzen. Jede Konjunktur auf dem ausländiſchen Handels- und Arbeitsmarkt berührt England tiefer und direkter als jede andere Großmacht. Aber dadurch iſt es auch genötigt, Rückſichten zu üben, die nicht in gleichem Maße andere Mächte beengen. Die Erhaltung der großen Maſſe beruht noch immer auf einer exportfähigen Induſtrie. Dies iſt auch das einzige Feld, auf dem England ſelbſt über ſeinen Haushalt beſtimmen kann, nachdem es die Landwirtſchaft der Induſtrie zum Opfer gebracht hat. Die wirtſchaftliche Statiſtik zeigt, daß der Weg

Englands nicht mehr aufwärts führt. Der Vorrang Englands fällt geſchichtlich mit der Periode des Dampfers zuſammen und ſcheint mit ihr abzulaufen. Die Herrſchaft über das Weltmeer als Verkehrsmedium iſt unentbehrlich aus verſchiedenen Geſichtspunkten: um den Zuſammenhang innerhalb des „Empire“ zu garantieren, um daheim die friedlicheren Arbeit zu ſchützen, die der überzähligen Bevölkerung Brot gewähren ſoll, um die tägliche Zufuhr dieſes Brotes ſicherzuſtellen. Darum darf keine Kontinentalmacht das „europäiſche Gleichgewicht“ ſtören, d. h. die Sicherheit Englands, darum ſucht dies ſtets einen oder mehrere „Kontinentaldegen“, die Englands Kriege ausfechten. Die Geſchichte der jüngſten Zeit, Entente cordiale 1904 mit Frankreich, 1907 mit Rußland, zeigt, wohin England ſteuerte: zwei Kontinentaldegen gegen die immer mehr wachſende Macht und Konkurrenz Deutſchlands zu gewinnen. Kjellén findet indes die wirkliche Gefahr für England nicht ſo ſehr in der Reibung mit anderen Mächten, als vielmehr in der zunehmenden Lebenskraft der einzelnen Glieder ſeines Reichs. Schon 1888 ſpricht Ratzel von den „ſekundären Zentren“ des Reichs, Kairo, Kalkutta, Ottawa, Kapſtadt, Sydney; das ſind vielleicht Londons gefährlichſte Feinde, gefährlicher als Berlin und Waſhington, als Paris und Petersburg. Wenn man nun erkennt, daß das Zentrum nicht ſo ſtark und widerſtandsfähig iſt, wie man glaubte, ſo kann man wohl annehmen, daß Glieder, die die Fähigkeit zu ſelbſtändigem Leben und Handeln zu haben glauben, ſich von dem Rumpf löſen. Hier darf man zuerſt an den Nationalismus der Inder und der Ägypter denken.

England zählt auf 314 377 qkm 45 370 550 Menſchen; auf einen Quadratkilometer 144. Die Zunahme der Bevölkerung beträgt in dem Jahrzehnt von 1901 an 9,03 Prozent. Abgewandert ſind 1912: 467 666 nach den Vereinigten

Staaten, Kanada und Auſtralien. Eingewandert ſind 1912: 340 696 Menſchen. Irland verlor ſeit 1841 faſt die Hälfte ſeiner Bevölkerung. Englands und Schottlands Bewohner nahmen ſeit 1801 um das Vier- und Dreifache zu. Sein Kolonialbeſitz rechnet auf 29 703 800 qkm 376 684 000 Bewohner.

Das Heer wird offiziell auf 447 800 Mann mit 1086 Geſchützen berechnet. Die Territorialarmee 322 900 Mann mit 700 Geſchützen, die indiſche Armee 271 900 Mann mit 72 Geſchützen, im ganzen: 1 072 600 Mann, davon in Oſtindien 247 500, in Südafrika 6940, in den Kolonien 30 000, in Ägypten 6300 Mann.

Die Flotte hat 625 Schiffe mit 2878 Geſchützen und 1146 Lancierrohren, darunter 66 Schlachtſchiffe, 34 Panzerkreuzer, 96 Kreuzer und 217 Torpedobootszerſtörer, 114 Torpedoboote, 73 Unterſeeboote mit einer Beſatzung von 135 000 Mann, im Krieg 201 200 Mann. In Aktivität ſind 463 Schiffe.

Dem Dreiverband ſteht der Dreibund gegenüber.

Italien, an Stärke und Bedeutung der letzte Teilnehmer, mit einer Bevölkerung von 34 671 377 Menſchen auf 286 682 qkm, zählt 121 Menſchen auf einen Quadratkilometer. Seine Auswanderung iſt ſehr beträchtlich, beſonders nach den Vereinigten Staaten. 1911: 533 844 Menſchen. Sein Kolonialbeſitz in Libyen, Erythräa und Somali faßt 1 578 900 Menſchen auf 1 475 600 qkm.

Das Heer beſteht aus 12 Armeekorps oder 25 Diviſionen oder 50 Brigaden und zählt 96 Regimenter Infanterie, 12 Regimenter Berſaglieri, 8 Regimenter Alpentruppen, 29 Regimenter Kavallerie, 36 Regimenter Feldartillerie (2412 Geſchütze) 10 Regimenter Feſtungs-, 3 Regimenter Küſtenartillerie, 6 Regimenter Genie, 12 Legionen Karabinieri. Es hat im Frieden Mann: Infanterie 170 000, Kavallerie 28 400,

Artillerie 51 600, Genie 11 700, Karabinieri 30 800; im Krieg Infanterie 752 400, Kavallerie 51 300, Artillerie 197 900, Genie 53 700, Karabinieri 49 300, zusammen 1 151 400 Mann. Dazu kommt eine Territorialmiliz von 2 281 800 Mann, insgesamt also 3 433 200 Mann, 4146 Feldgeschütze.

Die Flotte hat 329 Fahrzeuge mit 1850 Geschützen (darunter 628 mit mehr als 10 cm-Kaliber) davon 12 Schlachtschiffe, 29 Torpedojäger, 94 Torpedoboote, 17 Unterseeboote, 35 000 Mann; Kriegsstärke 70 532 Mann.

Österreich-Ungarn mit einer Bevölkerung von 51 390 223 Menschen auf 676 616 qkm zählt auf einen Quadratkilometer 76 Bewohner. Es zeigt vielleicht das bunteste Völkergemisch. Seine Auswanderung betrug 1912: 131 227 Österreicher, 246 000 Ungarn.

Seine Flotte zählt 204 Fahrzeuge, darunter 15 Schlachtschiffe und 116 Torpedoboote, 6 Unterseebote, 1577 Geschütze, 292 Lancierrohre, 18 000 Mann Besatzung.

Sein Heer besteht aus 16 Armeekorps mit 33 Infanteriedivisionen mit 62 Infanterie- und 14 Gebirgsbrigaden, 8 Kavallerie-Truppendivisionen, 19 Kavallerie- und 22 Artilleriebrigaden, oder 178 Infanterie-, 58 Kavallerie-, 22 Feldhaubitz-, 42 Feld-Artillerie-Regimentern, 11 reitenden Artillerie-Divisionen, 10 Gebirgs-Artillerie-Regimentern, 6 Regimentern und 7 Bataillonen Festungsartillerie, 1 Eisenbahn-, 1 Telegraphen-Regiment, 16 Train-Divisionen, 4 Tiroler Jägerregimentern und 26 Feldjägerbataillonen oder 680 Infanterie- und Jägerbataillonen, 352 Kavallerieschwadronen, 342 Batterien mit 1206 Geschützen (1828 im Krieg) 20 Festungsartillerie-Bataillonen, 22 Pionierbataillonen, 123 Trainschwadronen.

Das Heer zählt im Frieden Mann: Infanterie 260 900, Kavallerie 56 400, Artillerie 39 000, Pioniere 12 900, Train 7800, zusammen 414 700 Mann; im Krieg Mann: Infanterie

1 475 300, Kavallerie 117 900, Artillerie 114 400, Pioniere 47 600, Train 46 700, zuſammen 1 900 000 Mann.

Das Deutſche Reich zählt auf einen Quadratkilometer 120 Menſchen und hat im Jahrfünft von 1905 eine Zunahme von 7,03 Prozent zu verzeichnen. Unter den 64 925 933 Bewohnern auf 540 877 qkm ſind 92,2 Prozent Deutſche. Im Ausland ſind mehr als 3½ Millionen Reichsdeutſcher. Die Abwanderung hält ſich in mäßigen Grenzen; 1912: 18 545 Perſonen.

Seine Schutzgebiete in Afrika, Polyneſien und Aſien zählen auf 2 953 000 qkm 12 Millionen Menſchen.

Die Kriegsflotte hat 315 Fahrzeuge mit 3427 Geſchützen und 968 Torpedorohren, davon 36 Linienſchiffe mit 1244 Geſchützen und 194 Torpedorohren, 8 Küſtenpanzerſchiffe, 12 Unterſeeboote, 7 Panzerkanonenboote, 13 Panzer, 43 geſchützte Kreuzer, 8 Schulſchiffe, 188 Torpedofahrzeuge und -boote, 77 350 Mann.

Das deutſche Reichsheer beſteht aus 8 Armeeinſpektionen oder 25 Armeekorps (davon 3 bayeriſche, 1 württembergiſches, 2 ſächſiſche) oder 50 Diviſionen (davon 6 bayeriſche, 2 württembergiſche, 4 ſächſiſche), oder 106 Infanterie-Brigaden, 55 Kavallerie- und 50 Feld-Artillerie-Brigaden oder 217 Infanterie-, 110 Kavallerie-, 101 Feldartillerie-, 23 Fußartillerie-Regimentern, oder 651 Infanterie- und 18 Jäger-Bataillonen, 550 Kavallerie-Schwadronen, 642 Feldartillerie-Batterien (2700 Geſchütze im Frieden, 4968 im Krieg), 25 Train-, 50 Fußartillerie- (199 Batterien), 35 Pionier- und 33 Verkehrstruppen-Bataillonen.

Es zählt im Frieden Mann: Infanterie 428 700, Kavallerie 85 500, Artillerie 129 200, Pioniere 24 000, Train 11 600, zuſammen 791 000 Mann; im Krieg Mann: Infanterie 3 600 000, Kavallerie 100 000, Artillerie 300 000, Pioniere 100 000, Train 200 000, insgeſamt 5 Millionen.

Vergleicht man die Stärke der Landheere des Dreiverbandes mit der des Dreibundes, so ergibt sich für

	im Frieden	im Krieg	Feldgeschütze
Das Deutsche Reich	791 000	5 000 000	5 000
Österreich-Ungarn .	414 700	1 900 000	1 828
Italien	304 600	3 433 200	4 146
	1 510 300	10 333 200	10 974
Rußland	1 384 000	3 610 000	5 830
Frankreich . . .	645 300	4 053 000	3 180
England . . .	447 800	1 072 600	2 068
	2 477 100	8 741 600	11 078

Für die Flotten der kriegführenden Staaten ergeben sich die folgenden Ziffern:

	Schiffe	Geschütze	Schlachtschiffe	Torpedoboote	Besatzung
Das Deutsche Reich	315	3 427	36	188	77 350
Österreich-Ungarn	204	1 577	15	116	18 000
Italien	329	1 850	12	94	35 000
	848	6 854	63	398	130 350
Rußland . . .	396	2 710	19	141	49 800
Frankreich . . .	382	2 920	25	150	50 900
England . . .	625	2 878	66	114	201 200
	1 403	8 508	108	405	301 900

Der Dreibund ist zu Land, der Dreiverband zur See der numerisch Überlegene. Von außereuropäischen Staaten sind für den gegenwärtigen Krieg noch Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Bedeutung und Gewicht.

Japan, die neue Großmacht, hat ein Heer von 250 000 Mann mit 900 Geschützen. Seine Kriegsstärke beträgt 600 000 Mann mit 1440 Geschützen (ohne Landsturm). Die Flotte

zählt 169 Fahrzeuge mit 735 Geschützen, darunter 15 Schlachtschiffe, 14 Panzerkreuzer und 120 Torpedoboote; eine Besatzung von 50 000 Mann.

Die Vereinigten Staaten stellen ein Heer auf von 89 550 Mann (54 600 Mann Infanterie, 14 900 Mann Kavallerie, 25 450 Mann Artillerie und 588 Geschütze) im Frieden. Milizreserve 95 000 Mann mit 900 Geschützen. Die Flotte zählt 169 Fahrzeuge (43 Panzerschiffe mit 900 Geschützen, 68 Torpedoboote) mit 1531 Geschützen und 282 Lancierrohren und 72 500 Mann.

Bei all diesen Angaben ergeben sich naturgemäß Differenzen zwischen dem tatsächlichen und dem angenommenen und fixierten Bestand. Am größten und augenfälligsten sind sie in Rußland.

Nicht uninteressant ist auch der Unterschied im Bildungsgrad der Soldaten der einzelnen Völker. In Deutschland ist die Analphabetenziffer auf 0,05 Prozent gesunken; in England beträgt sie 1, in Frankreich 4, in Belgien 10, im europäischen Rußland über 75 Prozent. Im Jahre 1907 stellte der französische Abgeordnete Buisson fest, daß wenigstens 20 000 junge Franzosen bis zum 20. Jahre keinen Unterricht erhalten. Von den 249 163 Rekruten der Jahresklasse 1911, eingestellt im Oktober 1912, waren 12 118 Analphabeten, von 223 000 Rekruten der Jahresklasse 1912 deren 11 681. Unter den 193 000 Rekruten der Jahresklasse 1913 befanden sich 9341 Mann ohne jede Schulbildung. Für diese drei Jahresklassen von 665 163 Mann ergibt das 33 140 Analphabeten.

Für die Stärke der Heere kommt vor allem das Material in Betracht, aus dem sie gebildet sind. Dabei muß auch berücksichtigt werden, ob es sich um einen Agrar- oder Industriestaat handelt. Jener wird ein widerstandsfähigeres und kräftigeres Material als dieser liefern können. Dann die Vorbildung des Materials. Alles kommt hier auf den Lehrer

an. Iſt das Material nicht einheitlich, ſo bedarf es energiſcher Zuſammenſchweißung, um einen Körper daraus zu bilden. Die Stärke des Heeres hängt weſentlich auch davon ab, was der Grenz- und Küſtenſchutz an Kraft wegnimmt.

Die Verbindungswege im Land und nach den Grenzen müſſen trefflich ſein, das Eiſenbahnnetz dicht und in voller Ordnung. Heer und Flotte, mit- und füreinander arbeitend, müſſen in ſtetem Kontakt bleiben. Man muß jedes, auch des kleinſten Heeresteiles verſichert ſein können.

Aber weder die numeriſche Überlegenheit, noch die vollkommenſte Bewaffnung oder die Anordnungen der oberſten Leitung entſcheiden zuletzt die Schlacht, ſondern der Geiſt, der das Heer beſeelt. Das bezeugt die Weltgeſchichte tauſendmal. Vom Altertum hindurch die Jahrhunderte bis zur Neuzeit. Von Leonidas an. Dieſen Geiſt im Heer zu erhalten, iſt die vornehmſte Aufgabe der Führer. Im Frieden muß er in den einzelnen gefüllt werden: Freiheit und Vaterland, darin drückt er ſich am klarſten und kräftigſten aus.

Die Stärke der neuen Heere ſtellt natürlich auch beſondere Anforderungen an die Bereitſchaft für ihre Verpflegung. Früher ſtand das Wort in Kraft: Der Krieg ernährt den Krieg. Auch darin hat die Zeit Wandel geſchaffen. Es iſt für alle Staaten Ehrenpflicht geworden, ihre Soldaten aus eigenen Mitteln zu erhalten; entweder daß man ſie ſelbſt beköſtigt, oder wenn das nicht möglich, gegen Barzahlung im eroberten oder beſetzten Land Lebensmittel nimmt.

Wenn vorhin geſagt ward, es wäre für alle Staaten Ehrenpflicht geworden, ihre Truppen ſelbſt zu ernähren, ſo muß man auch da für Rußland eine Ausnahme machen. Die Korruption der Beamtenſchaft des Zarenreichs iſt allzu bekannt, als daß es noch beſonderes Aufſehen erregt hätte, wenn nach den Zeitungsmeldungen ein hoher ruſſiſcher Intendanturbeamter Selbſtmord beging, weil allein in ſeinem Proviant-

amt 700 000 kg Getreide fehlten, die er ſelbſtverſtändlich unterſchlagen hatte.

Wie alles andere wird auch die Frage der Verpflegung im Krieg bereits im Frieden mit aller Sorgfalt erwogen und jede Vorkehrung getroffen, die Ernährung des Feldheeres aufs vollkommenſte durchzuführen. Die Intendantur hat ja durch die großen Kaiſermanöver Gelegenheit zur Genüge, die von ihr erdachten und eingeführten Neuerungen daraufhin zu prüfen, ob ſie ſich auch im Ernſtfall bewähren würden. Um einen Fachmann, den Freiherrn von Schlicht, reden zu laſſen: Die größte Neuerung, die ſeit dem letzten Krieg in der Armee eingeführt wurde, ſind die Feldküchen, von denen jede Kompagnie und jede Batterie eine mit ſich führt. Dieſe Feldküchen, die Selbſtkocher ſind, um Heizſtoffe zu ſparen, begleiten die Truppen auf dem Marſch und gehören mit zur ſogenannten Gefechtsbagage, die, ſoweit es irgend angeht, bei der Truppe verbleiben und erſt bei Beginn des Gefechts aus der nun aufgelöſten Marſchordnung verſchwinden, aber ſich auch dann in nächſter Nähe zu halten haben. Aus dieſen Feldküchen erhalten die Mannſchaften Kaffee und Thee, täglich nach Möglichkeit zweimal warme Speiſen, und zwar Fleiſch, Gemüſe, Suppe und Kartoffeln, während noch im Krieg 1870 die Ernährung in der Hauptſache bekanntlich aus der Erbſenſuppe beſtand, die nicht nur ausgezeichnet ſchmeckte und ſehr nahrhaft war, ſondern die man ſich auch erſt nach ſehr langer Zeit überaß, während andererſeits die Truppen im Krieg 1870 des ewigen Hammelfleiſches ſehr bald überdrüſſig wurden. Das Schlachtvieh wird von den Lieferanten, mit denen ſchon im Frieden Verträge abgeſchloſſen ſind, den Truppen im lebenden Zuſtande zugetrieben und an Ort und Stelle von den Schlächtern, die ſich teils nur als ſolche, teils als mitkämpfende Mannſchaften bei den Truppen befinden, geſchlachtet, und auf dem Felde gilt die Regel, daß

das Fleiſch vierundzwanzig Stunden geſchlachtet ſein muß, bevor es gekocht wird. Das Gemüſe beſteht aus Konſerven. Friſches Gemüſe iſt während des Krieges ja ſelbſt in den Städten oft nur ſchwer zu bekommen, auf die Schlachtfelder iſt es natürlich nicht lieferbar, weil es ſchon während des Transportes verderben würde. Dafür ſind aber die Konſerven von der beſten Qualität. Auch mit den Konſervenfabriken ſind ſeitens der militäriſchen Behörde ſchon in Friedenszeiten Verträge abgeſchloſſen, und jahraus, jahrein werden große Mengen der fertiggeſtellten Konſerven bei den Fabriken gegen ſehr gute Bezahlung für die Armee mit Beſchlag gelegt. Dieſe Vorräte werden in den Kriegsproviantämtern eines jeden Armeekorps angehäuft, wo ſie während des Krieges fortwährend ergänzt werden. Dieſe Kriegsproviantämter ſind die Ausgabeſtellen für die Lieferungen während des Krieges an die Truppenteile, und von hier aus werden die Vorräte für die Fuhrparkskolonnen ausgegeben, die dieſe an die Truppen weiterbefördern. Jede Kompagnie, jede Schwadron uſw. hat ihren Lebensmittelwagen und ihren Futterwagen, der zu der kleinen Bagage gehört. Dieſe ergänzen ihren Inhalt aus den weiter hinten befindlichen leichten Proviantkolonnen, dieſe wieder aus den rückwärtigen ſchweren Proviantkolonnen, und dieſe endlich aus den Fuhrwerkskolonnen. Eine leichte Proviantkolonne beſteht aus 36 Proviantwagen, eine ſchwere Proviantkolonne aus 17 Wagen, eine Fuhrwerkskolonne aus 48 Fuhrwerkswagen. Der bei den Truppenteilen mitgeführte Lebensmittelwagen enthält durchſchnittlich eine zweitägige Ration für den Mann an Brot, Milch, Dauerfleiſch, Kaffee, Tee und Salz und außerdem die eiſerne Ration für die Beſpannung. Die eiſerne Ration iſt nur im äußerſten Notfall und nur mit Erlaubnis der Vorgeſetzten anzurühren und beſteht aus 250 Gramm Eierzwieback, 200 Gramm Fleiſchkonſerven, 150 Gramm Ge-

müsekonserven, 25 Gramm Salz und 25 Gramm Kaffee oder Tee. Mindestens eine solche eiserne Ration, die nach Gebrauch sofort wieder ergänzt werden muß, trägt jeder Mann bei sich. Wie die Gemüsekonserven, sind auch die Fleischkonserven von der besten Qualität. Für den Brotbedarf besitzt jedes Armeekorps zwei Feldbäckereien, von denen jede aus zwölf fahrbaren Feldbacköfen besteht, die bei ununterbrochenem Betriebe innerhalb von 24 Stunden 25 000 Brotportionen zu 750 Gramm herzustellen vermögen. Es ist das bekannte, kräftige und wohlschmeckende Kommißbrot.

Wie die Verpflegung der Truppen gut und rasch funktionieren muß, so ist es auch wichtigste Pflicht, für Munitionsersatz zu sorgen; denn nach einem treffenden Worte sind die ausschlaggebenden Faktoren für den glücklichen Verlauf eines Krieges: Menschenersatz, Munitionsersatz und Verpflegung der Truppen. Man hat richtig bemerkt, daß eine Truppe, deren Schießbedarf im Gefecht sich erschöpft, nicht nur nicht mehr zum Angriff und demnach zum Erfolg fähig ist, daß sie wehrlos wird und dem Verderben, der Vernichtung durch den Feind preisgegeben ist. Der Fachmann faßt seine Beobachtungen dahin zusammen: Die Infanterie und die Kavallerie befördern den Schießbedarf teils am Körper, teils wird er ihnen in besonderen Wagen, auch in Kolonnen zusammengefügt, nachgeführt. Die Artillerie befördert einen Teil des Schießbedarfs mit ihrer Waffe zugleich, aber auch für sie bestehen besondere Formationen, die die Munition enthalten und sie für die Truppe bereit stellen sollen. Der Munitionsersatz für die kämpfende Truppe ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Kriegführung. Es hat sich diese Schwierigkeit mit der Einführung der schnellschießenden Waffen sehr gesteigert, und es gehört zu den niemals schwindenden Sorgen der Führer aller Grade, mit der vorhandenen und im Gefecht erreichbaren Munition so

hauszuhalten, daß ein „Verſchießen" der kämpfenden Truppen nicht eintrete. Über den Munitionserſatz bei der Infanterie ſind die Zahlen der vorhandenen Patronen in keiner Armee bekannt. Man weiß nur, daß der Mann teils in den Patronentaſchen, teils in eigenen kleinen Behältniſſen, im Torniſter und in den Taſchen der Bekleidungsſtücke ſo viel Patronen bei ſich hat, als es nur möglich iſt, ohne ihn übermäßig zu belaſten. Die Hauptmunition führen die Patronenwagen, die zum Gefechtstrain der Truppe gehören und ihr unmittelbar bis zur Entwicklung in die Feuerlinie durch jedes Terrain zu folgen vermögen. Vor dem Gefecht werden gewöhnlich die Patronenwagen entleert und deren Inhalt an die Mannſchaften verteilt. Dieſe ſollen ſie dann in Brotbeuteln, Rock- und Hoſentaſchen unterbringen und ebenſo die im Torniſter mitgeführte Munition aus dieſem herausnehmen. In der Verteidigung legt man die Patronen in die Schützengräben bereit und macht für ſie durch kurze Erdarbeiten in einzelnen Abſchnitten kleine Erdniſchen zurecht. Jede Abteilung, die nach vorwärts in die Feuerlinie einrückt, bringt friſche Patronen mit. Die einzelnen Abteilungen verſtändigen ſich in der Feuerlinie darüber, ob etwa bei einer Mangel an Munition eingetreten iſt. In ſolchen Fällen findet ein Ausgleich der Munitionsvorräte innerhalb der Feuerlinie ſtatt. Die gefüllten Patronenwagen einer jeden Kompagnie ſollen möglichſt nahe hinter die feſtſtehende Truppe zu gelangen trachten, ſie nehmen dort gedeckte Aufſtellung. Wenn aber eine Deckung nicht zu erreichen iſt, ſo müſſen die Patronenwagen ohne jede Rückſicht auf etwaige Verluſte an die Truppe herangehen. Denn die Hauptſache iſt, daß die Feuerlinie ihre dringend erforderliche Nahrung finde und jederzeit mit Patronen in ausreichendem Maße verſorgt ſei. Jeder Kompagnie-Patronenwagen muß auch auf Verlangen anderen als der eigenen Abteilung Pa-

tronen verabfolgen; ihm folgen in angemeſſenen Entfernungen Infanterie-Munitionskolonnen, die durch die höhere Führung dirigiert und in Marſch geſetzt werden. Ein großer Verbraucher an Munition im modernen Krieg ſind die Maſchinengewehre geworden. Ihre Aufgabe iſt die unmittelbare Unterſtützung des Feuerkampfes der Infanterie. Sie werden daher beim Gefecht zunächſt nur zum Kampf bereit geſtellt, und ihr Einſatz erfolgt erſt auf Befehl des Truppenführers, dem ſie, wie die ganze zum Gefecht vorhandene Summe der Streitkräfte, unterſtellt ſind. Wohl führen die Maſchinengewehre keine lang dauernden Feuerkämpfe, denn ſie ſollen nur entſcheidende Momente ausnutzen, aber eben in dieſen Zeitabſchnitten verſchießen ſie ſehr viel Munition. So muß denn die Truppenführung im heutigen Kriege auch für das Vorhandenſein und rechtzeitige Heranführen dieſes Schießbedarfs ausreichende Sorge tragen. Jeder Artillerieführer iſt dazu verpflichtet, dauernd für die Regelung des Munitionserſatzes zu ſorgen. Der Bedarf an Munition wird in erſter Linie aus den ſogenannten Staffeln, zunächſt aus den leichten Munitionskolonnen entnommen. Da die Protzen der Geſchütze und die mitgeführten Munitionswagen der Staffel gewöhnlich in Deckung nach rückwärts gebracht werden, ſo muß bei der Einnahme einer Feuerſtellung vorher die Munition aus den Geſchützprotzen teilweiſe oder ganz entleert, aus den Munitionsprotzenwagen aber immer herausgenommen werden. Für die Kavallerie kommt Munition nur im Gefecht zu Fuß in Betracht. Auch ſie führt Munition bei ſich. Bei allen Waffen aber zeigt ſich nach den Erfahrungen der letzten Kriege trotz aller ſorgſamen Aufmerkſamkeit immer wieder die Notwendigkeit, daß die Truppen im Beſitz reichhaltig bemeſſener und vorhandener Munition davor bewahrt werden müſſen, mit dieſem koſtbaren Gute etwa Verſchwendung zu treiben. Es iſt Sache der Führer, auf

Grund der schon im Frieden eingeübten Feuerdisziplin die Truppen vor der Katastrophe des Verschießens zu bewahren. Freilich muß dabei der Gemütszustand der schießenden Truppen in Betracht gezogen werden, weil ja die Nervosität in der Feuerlinie manchen Schützen verleiten könnte, zwecklos und zu viel zu schießen. Diesen Übelständen zu begegnen, ist Pflicht der Unterführer, die ihre Leute gerade in solchen entscheidenden Momenten fest in der Hand haben müssen. Wir dürfen hoffen, daß, wie bei den Unsern die Schießfertigkeit aufs beste entwickelt, so auch die Verantwortung aufs deutlichste ausgeprägt ist, mit dem Schießvorrat hauszuhalten und ihn sparsam, aber gewissenhaft zu verwerten.

II.

Die „Großmacht" Serbien / Das „neutrale" Belgien / Antwerpen / Die wirtschaftliche Stärke Belgiens.

Daß Öſterreich-Ungarn als Serbiens Feind betrachtet wird, iſt noch gar nicht ſo lange her. Es iſt bekannt, wie es zur Zeit des Battenbergers die Selbſtändigkeit Serbiens rettete. Aber auch vorher hat es ihm oft Dienſte von großem Wert erwieſen. Man kennt die Macht der Osmanen. Sie waren Serbiens heftiger Gegner. Johannes Hunyadi mit Magyaren gewann im 15. Jahrhundert Serbien die Unabhängigkeit. Aber das durch den Szegediner Frieden von 1444 geſchaffene freie Serbien, noch nicht gekräftigt, fällt ſchon 15 Jahre danach als türkiſche Provinz an ſeinen Feind zurück, bleibt bei ihm zwei und ein halbes Jahrhundert, iſt dann zwanzig Jahre öſterreichiſch, wird wieder türkiſch und ruft, als Öſterreich nicht kommt, zum erſtenmal die Ruſſen zur Hilfe: 1804.

Aber es bleibt unter der Türkei, Miliſch Obrenowitſch läßt Kara Georg ermorden und herrſcht dann 35 Jahre unter türkiſcher Oberhoheit; er verliert den Thron, als er eine Steuer auf die Eichelmaſt einführen will. Ein Karageorgiewitſch folgt, der wieder — nach ſechzehn Jahren — durch einen Obrenowitſch erſetzt wird, da er nicht den Kampf um völlige Freiheit, Losreißung von der Türkei unternehmen will. Nun hilft wieder einmal Öſterreich, denn ihm iſt es zu danken, daß, wenn auch nicht formell, ſo doch tatſächlich die Türkei auf ihre Oberhoheitsrechte verzichtet. Nachdem man die halbe Selbſtherrſchaft gewonnen, will man die ganze erringen, und dann beginnt der ſogenannte großſerbiſche Gedanke aufzutauchen und mehr und mehr Raum zu gewinnen. Und jetzt erſt ſetzt Rußlands Aktion ein. Nach der Ermordung Fürſt Milan III. erklärt der Führer der Regentſchaft, Riſtitſch, der Türkei den Krieg: es gilt nicht nur die formale Unabhängigkeit, ſondern auch die Eroberung neuer Gebiete. Aber die Türkei ſiegt, und nur dem Einſpruch Rußlands verdankt Serbien ſeine Exiſtenz. Erſt der ruſſiſch-türkiſche Krieg bringt Serbien die formale Unabhängigkeit von ſeinem lang-

jährigen Herrn. Nach der Beſetzung Bosniens durch Öſterreich will Milan von Serbien ſich in Bulgarien entſchädigen, aber der Battenberger ſiegt bei Slivnitza, und nur Öſterreichs Einſpruch dankt Serbien ſein Weiterbeſtehen. Bald danach tritt Paſitſch auf, damals radikal, heute Miniſterpräſident. Die Ruſſenfreundſchaft und Ruſſenfreundlichkeit wird immer größer. Nach einem Attentatsverſuch auf König Milan wird auch Paſitſch verhaftet, verurteilt, aber begnadigt. Man mußte Rückſicht auf Rußland nehmen. Unter Peter Karageorgiewitſch, der dem letzten Obrenowitſch folgt, ſpielt er die Hauptrolle. Vor ſieben Jahren annektiert, auch formell, Öſterreich Bosnien und die Herzegowina, wieder flutet die großſerbiſche Bewegung in hohen Wellen, aber zwei Jahre ſpäter muß ſich Serbien fügen. Doch hat es den alten Haß und Groll im Herzen: Öſterreich ſoll aus Bosnien vertrieben werden. Nicht nur das, es ſoll ihm noch mehr genommen und Serbien angefügt werden. Man träumt von einem Reich, wie es Stephan Duſchan im vierzehnten Jahrhundert hatte — das umfaßte Bulgarien, Mazedonien, Theſſalien, Epirus, Albanien. Das erſehnte Großſerbien aber ſollte um die Hälfte mehr wie das jetzige Serbien umſchließen. Öſterreich ſollte die Eroberungen hergeben und die Serbokroaten verlieren, die zu dreiviertel Millionen in Öſterreich, zu anderthalb Millionen in Bosnien und der Herzegowina und zu drei Millionen in Ungarn ſitzen. Dieſen Traum zu verwirklichen, ſcheute man ſelbſt nicht den Meuchelmord. Aber auf die Folgen war man in Serbien nicht vorbereitet. Die in der Geſchichte der Diplomatie unerhört ſcharfe Tonart der öſterreichiſchen Note ſollte Serbien Unerfüllbares abfordern: die Wiener Regierung, ſo lange übermäßig geduldig, war ſich bewußt, daß es nun mit den ſchärfſten Mitteln einen ſteten Brandherd zu bekämpfen und zu löſchen galt.

Man hätte glauben ſollen, daß die Verluſte Serbiens im Balkankrieg es zu einer Zurückhaltung nötigen würden. Es ſtellte im Krieg 200 000 Mann, von denen es durch Tod, Verwundung und Krankheit 80 000 verlor. Aber es gewann ein Gebiet, das ſeine Bewohnerzahl um mehr als eine Million vergrößerte, und war unermüdlich und mit Erfolg bemüht, ſein Heer in allen Punkten zu ſtärken. Nach dem Frieden ſetzte die Neuordnung des Heeres ein: die Friedensſtärke ſollte 80 000 Mann betragen, zwei Prozent der Bevölkerungsziffer. Die Landesverteidigung bewilligte dem Kriegsminiſter im Juni 1913 hundert Millionen Mark. Der Skupſchtina wurde im Mai dieſes Jahres eine Wehrvorlage unterbreitet, die die Durchführung der zweijährigen Dienſtzeit und die Verlängerung der Wehrpflicht um vier Jahre vorſah; ſchon vor dem Krieg war die allgemeine Wehrpflicht vom 20. bis 46. Lebensjahr und eine aktive Dienſtzeit von 2 Jahren vorgeſehen, aber dieſe letztere währte infolge früher Beurlaubungen in der Regel ſelten über ein Jahr. Die drei Aufgebote umfaſſen die Wehrpflichtigen vom 20. bis 31. (2 Jahre aktiv, 8 Jahre Reſerve), 32.—41., 42.—50. Lebensjahr. Das erſte und zweite Aufgebot, die Operationsarmee gleicht etwa unſerm ſtehenden Heer und der Landwehr, das dritte, für Etappen- und Beſatzungszwecke beſtimmt, entſpricht unſerm Landſturm. Das Heer, das vor dem Balkankrieg nur 5 Diviſionen zählte, hat heute 10, die nach ihren Herkunftsprovinzen genannt ſind; die Gefechtsſtärke der Diviſion hat man auf 17 000 Mann Infanterie, 530 Reiter, 36 Geſchütze, 16 Maſchinengewehre angeſetzt. Zu den 10, das erſte Aufgebot darſtellenden Diviſionen traten noch 1 Kavalleriediviſion mit 3200 Reitern, 12 Geſchützen und 16 Maſchinengewehren, das Gebirgsartillerieregiment mit 36 Geſchützen, das Feſtungsartillerieregiment von 2 Bataillonen mit Belagerungsartilleriepark, 1 pyrotechniſches

Halbbataillon, 1 Mineurkompagnie, 2 Eiſenbahnkompagnien und 1 Brückentrain. Das zweite Aufgebot könnte andere 5 Diviſionen ins Feld ſtellen. Was Serbien im ganzen in den Kampf ſchicken könnte, wären ungefähr Mann: Infanterie 290 000, Kavallerie 9500, Geſchütze 624 und 236 Maſchinengewehre. So weit man urteilen kann, iſt das Soldatenmaterial gut. Auch im Heer hat ſich, vor allem durch die Erfolge des letzten Krieges, der Gedanke eines Großſerbien immer mehr Raum gewonnen. Die im Balkankrieg in großen Mengen erbeuteten Waffen werden dem zweiten Aufgebot zugeteilt werden. Die Bekleidung, Mantel, Bluſe und Hoſe, halbbosniſchen Schnitts, iſt graugrün. Die Bewaffnung des Heeres beſteht im 7 mm Mauſerrepetiergewehr M 99, dem gleichen Mauſerkarabiner für die Reiterei, 7,5 cm-Schnellfeuerkanonen mit Rohrrücklauf und Schutzſchildern, 7 cm-Gebirgsgeſchützen M 07, 12 und 15 cm-Schnellfeuerhaubitzen Schneider-Creuſot. Will man das Urteil über Stand und Ausrüſtung des ſerbiſchen Heeres zuſammenfaſſen, ſo muß man ſagen, daß der durchaus leiſtungsfähige und bedürfnisloſe ſerbiſche Soldat ſich wohl allen Anforderungen gewachſen zeigen wird, und daß Öſterreich mit einem numeriſch zwar bedeutend ſchwächeren, ſonſt jedoch wohlvorbereiteten Gegner zu kämpfen haben wird. Aber das bedarf der Einſchränkung, daß es ſich zeigen muß, ob er auch wirtſchaftlich vorbereitet iſt. Das Volk nährt ſich durch Landwirtſchaft, aber ein Drittel des Landes bedeckt Wald. Der Boden iſt im Durchſchnitt gut, aber erſt zu einem Drittel der Landwirtſchaft gewonnen: meiſt werden Mais und Weizen gepflanzt, dann kommen Gerſte, Hafer, Roggen, Kartoffeln treten ganz zurück. Einen großen Raum nehmen die Pflaumenbäume ein, auch Tabak und Wein wird geerntet. Die Forſtwirtſchaft — der verbreitetſte Waldbaum iſt die Eiche — iſt noch in den Anfängen, wie auch die Induſtrie,

zu deren Hebung erſt in den letzten Jahren ausländiſche Geſellſchaften viel beitrugen: man findet Bierbrauereien, Brennereien, Mühlen, Tuch-, Zement- und (monopoliſierte) Tabakfabriken außer der weitverbreiteten Hausinduſtrie, die Textil-, Holz- und Schneiderwaren umfaßt. Die Mineralſchätze des Landes, Steinkohle, Kupfer, Eiſen, Blei, Silber und Zink werden nur ſchwach ausgebeutet. Beſondere Aufmerkſamkeit wendet man dem Seidenbau zu. Wenn auch die Schweinezucht in der letzten Zeit zurückging, ſo iſt doch die Viehzucht recht anſehnlich, wenn auch Qualität wie Quantität ſich noch ſtark heben ließen. Man ſchätzt den gegenwärtigen Viehſtand auf 150 000 Pferde, eine Million Rinder, gleichviel Schafe und 800 000 Schweine. Der Handel, obwohl ſtarken Schwankungen ausgeſetzt, gewinnt doch an Umfang; der ganze Außenhandel belief ſich 1910 auf 145 Millionen Mark, davon 80 auf den Export, der mit 87 Prozent Erzeugniſſe der Viehzucht und des Ackerbaus (Mais und Weizen) umfaßt und nach der Türkei und Deutſchland, Öſterreich und Belgien geht. Unter den Importländern — importiert werden vorzugsweiſe Metalle, Maſchinen, Textilwaren und Papier — ſteht Deutſchland an der Spitze mit 30 Millionen Mark, dann folgen Öſterreich und England. Bei allen Anſtrengungen, die Serbien machte, wirtſchaftlich in die Höhe zu kommen, Bemühungen, die oft von Erfolg gekrönt waren, fehlt es doch noch an vielem: es hat kaum 1000 Kilometer Eiſenbahn, nur 2 Linien, die Orientlinie Wien—Belgrad—Niſch—Sofia, und die von Niſch nach Saloniki abzweigende, verbinden es mit dem Ausland. Die Verbindungen auf dem Waſſer ſchaffen Donau, Save und Drau. Alles in allem ein im Aufſchwung begriffenes Land, deſſen günſtige, friedliche Entwicklung es jetzt ſelbſt gehemmt hat. Der Krieg mit dem übermächtigen Gegner wird es auch wirtſchaftlich erſchöpfen und um Jahrzehnte zurückwerfen: alle ſeine Erfolge hat es durch ihn in Frage geſtellt, vielleicht ganz vernichtet.

Mit gewiſſen Einſchränkungen gilt der letzte Satz wohl auch Belgien, das durch das Aufgeben der Neutralität ſelbſt das Schickſal heraufbeſchwor, den Krieg ernähren zu müſſen. Man kann beide Länder kaum mit einander vergleichen. Sie ſind in allem und jedem verſchieden. Sie ſind es aber, die im Beginn des Krieges die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt haben, und Belgien ſteht gegenwärtig noch mehr wie Serbien im Vordergrund des Intereſſes.

Belgien hat eine andere hiſtoriſche und wirtſchaftliche Entwicklung durchgemacht als Serbien. Als die Schlußakte des Wiener Kongreſſes die endgültige Geſtalt der als ſelbſtſtändigen Staat hergeſtellten Niederlande, als Königreich unter Regierung der Oranier, feſtſetzte, kam Antwerpen mit Belgien an ſie. Dem Kongreß dankt auch Deutſchland jene Nordweſtgrenze, die, nach Treitſchkes Wort, auf der Karte Europas ihresgleichen nicht findet. Die Grenze nämlich ward unter Zuteilung eines deutſchen Landes, des Bistums und Fürſtentums Lüttich, an das neue Königreich ſo gezogen, daß das Maastal einſchließlich eines Streifens am rechten Ufer niederländiſch wurde. Hardenberg hatte darin auf den Einſpruch Wellingtons, ſonſt würden die Niederlande von Preußen erdrückt werden, gewilligt. Im Jahre 1830 riß ſich Belgien von Holland los und errang ein Jahr danach die Anerkennung der Selbſtändigkeit durch die Großmächte, von denen England wie Frankreich es als ihre eigenſte Intereſſenſphäre betrachteten. Der Londoner Vertrag von 1838 regelte endgültig die Beſitzverhältniſſe der getrennten Staaten. Belgien wurde in der Folgezeit immer enger mit Frankreich verbunden, bzw. an Frankreich gebunden und trat zu England in eine Art Vaſallenverhältnis: Antwerpen galt nicht bloß jenſeits des Kanals als engliſcher Brückenkopf. Frankreich hat Belgien ſtets als Vorpoſten gegen Deutſchland betrachtet und mit aller Macht und unaufhörlich auf ſeine mili-

tärische Festigung gedrungen. Erst im Jahre 1909 war die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, aber der Friedensstand des Heeres auf nur 42 800 Mann festgesetzt. Das neue Wehrgesetz vom 1. Oktober 1913 bestimmte mindestens die Hälfte aller Wehrpflichtigen zur jährlichen Einstellung. Die Gesamtzahl der Wehrpflichtigen belief sich auf jährlich 65 000 Mann. Die aktive Dienstzeit ist 15 Monate bei den Fußtruppen, 21 bei der fahrenden Artillerie, 24 bei den reitenden Truppen. Außerdem können längere Dienstverpflichtungen eingegangen werden und Freiwillige vom 18. Lebensjahr an eintreten. Das Feldheer sollte nach dem Etat Ende 1913 2670 Offiziere, 98 772 Mann und 312 Geschütze umfassen; die Festungs- und Ersatztruppen 3700 Offiziere, 45 000 anwesende und 137 000 beurlaubte Mannschaften betragen — insgesamt sollten 280 000 Mann aufgebracht werden können. Da aber das neue Wehrgesetz erst mit Ende des Jahres 1915 seine volle Wirkung erreicht hätte, kann das belgische Feldheer kaum mehr als 70 000 Mann stark sein.

Das Königreich, seiner Schwäche sich wohl bewußt, und Frankreich, sein Beschützer und höchst eigennütziger Freund, rechnete stets für den Kriegsfall mit einem englischen Hilfskorps, und setzte seine größte Zuversicht auf das Festungsdreieck Antwerpen, Lüttich und Namur. Die beiden letzteren Städte, ohne Umwallung, die nur die Entwicklung der Gemeinwesen hindere, wie man sagte, und genügend geschützt durch die Forts mit ihren weittragenden Geschützen, wie man glaubte, umgab seit sechs Jahren ein Kranz moderner Festungen. Aber sie zeugen heute nur noch von dem vollen Sieg der Geschoßwirkung in dem fortwährenden Kampf mit der Befestigung.

Antwerpen, Stütze der Kontinentalsperre und Basis für einen Angriff gegen England, war nach Napoleons Wort als eine gegen das Herz Englands gerichtete, geladene Pistole

gedacht. Der Kaiser erneuerte die Befestigungen, baute den Hafen aus und gab dadurch dem Handel einen glänzenden Aufschwung. England aber hätte gern Scheldemündung und Antwerpen besessen, um den niederländischen Handels-Konkurrenten zu beseitigen. Die englische Schelde-Expedition des Jahres 1809 endete jedoch kläglich. Napoleon wollte um jeden Preis Antwerpen behalten und erklärte sogar, daß Frankreich ohne die Stadt zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken würde. Auch ein zweiter, mit Hilfe preußischer Truppen unternommener englischer Zug gegen Antwerpen mißlang, und Antwerpen, von Carnot verteidigt, ward endlich Ludwig XVIII. von Frankreich übergeben. Es kam durch den Wiener Kongreß an die Niederlande und nach der Loslösung Belgiens von ihnen — es ergab sich, vom niederländischen General Chassé tapfer gegen den Marschall Gerard verteidigt, am 23. Dezember 1832 — an das neue Reich. Trotz aller von den Mächten garantierten Neutralität wollte Belgien seinen wichtigsten Platz doch auch gebührend schützen. Brialmont schuf in dem Jahrzehnt von 1860 ab für die Stadt eine glänzende Befestigung, eine Gürtelfestung, ein damaliges Wunderwerk. Aber die Befestigung veraltete schnell, und trotz aller von Brialmont vorgenommenen Modernisierungen entsprach die Gesamtanlage nicht mehr den Anforderungen der Gegenwart. Der Hafen mußte vergrößert werden, die Stadt dehnte sich aus. Nach den Gesetzen von 1906 und 1907 sollte die geschlossene Umwallung fallen und durch die Brialmontsche Fortlinie ersetzt werden; die alten Forts Nr. 1 bis 8 wollte man durch Eisengitter verbinden und so eine Umfassung von 48 km Umfang bilden, geschützt durch einen neuen Gürtel von Forts, bestehend aus schon vorhandenen 5 Forts und 3 Zwischenwerken sowie aus neu zu bauenden 11 Forts und 12 Zwischenwerken. Dieser Gürtel sollte auf dem rechten Scheldeufer den alten im Abstand

von 4 km, im Norden bis zu 12 km, im Süden mit einem Umfang von 100 km umgeben. Das Jahr 1910 brachte die Vollendung des inneren Gürtels, zwei Jahre ſpäter beſtellte man Panzertürme in heimiſchen Werken, bei Corkerill und der Société des Ateliers de la Meuſe, für die äußere Verteidigungslinie der Stadt. Die beiden an der unteren Schelde geplanten Werke ließ man unausgeführt, bis der Hafenplan endgültig feſtgelegt war. Das zeugte klar dafür, daß Belgien ſelbſt Antwerpen als engliſchen Brückenkopf betrachtete, und noch deutlicher kam dieſe Auffaſſung zum Ausdruck, als Holland Vliſſingen neu befeſtigen wollte, Belgien ſeine Neutralität dadurch für bedroht erklärte und die Großmächte für Offenhaltung der Schelde zu gewinnen ſuchte. Für Frankreich und England war jedenfalls die ehemals gegen das Herz Englands gerichtete gedachte Piſtole nun ebenſo wie die Gürtelfeſtungen Namur und Lüttich gegen Deutſchland gerichtet. Aber in gewiſſem Sinn hat die Piſtole doch noch die alte Richtung, denn der Verſchluß des Antwerpener Hafens ſchädigt den engliſchen Handel ſchwer. Wie weit der äußere Befeſtigungsgürtel vollendet iſt, weiß man nicht, aber gewiß iſt das noch Unfertige durch Behelfsbauten erſetzt worden. Es iſt jedoch auch hier nicht eine Verteidigung von langer Dauer anzunehmen. Man hatte ja auch große Hoffnung auf die Widerſtandsfähigkeit Lüttichs und Namurs geſetzt, und wie bald ſchwand ſie!

Antwerpen iſt der letzte Stützpunkt für das Land. Mit ſeinem Fall wäre es völlig erobert. Aber ſchon heute werden ſeine Reichtümer für Heeresbedürfniſſe aller Art nutzbar gemacht, um, wie es hieß, die Heimatsgebiete zu entlaſten. Belgien, doppelt ſo groß wie das Königreich Sachſen, mit mehr Bewohnern als Bayern, iſt faſt ſo dicht bevölkert wie die Rheinlande, das am dichteſten beſiedelte Gebiet in Deutſchland. In den letzten Jahrzehnten wuchs die Zahl der Fremden

ſtark; nach Frankreich und Holland kam Deutſchland mit 56 933 Staatsangehörigen, die vorzugsweiſe in Lüttich und Antwerpen in Induſtrie und Handel, Seeverkehr und Seehandel einflußreiche Stellungen einnahmen und großes Anſehen genoſſen, während das Arbeitsfeld der Franzoſen Hennegau und Brabant waren.

Das Land hat ein trefflich ausgebildetes Waſſerſtraßenſyſtem und ein dichtes Eiſenbahnnetz wie kein anderes Land: 1912 kamen auf je 100 qkm 29,3 km Bahnlänge, in Deutſchland 11,6.

Der Auslandsverkehr Antwerpens (1912 liefen Schiffe mit insgeſamt 27 479 000 Regiſtertonnen aus und ein) iſt größer als der Hamburgs (24 942 000), allerdings wurden von allen 1912 in Belgien ankommenden Seeſchiffen nur 1 357 000 Regiſtertonnen als eigene, dagegen 14 947 000 Regiſtertonnen als fremde gezählt.

Der Ackerbau des Landes iſt hoch entwickelt, er nutzt faſt die Hälfte der Fläche aus, 43 Prozent. Nach den letzten Aufnahmen ſteht der Hektarertrag an Roggen, Gerſte und Kartoffeln an der Spitze der europäiſchen Ernteverhältniſſe: 1912 wurden in Belgien pro Hektar 26 Doppelzentner Weizen, in Deutſchland 22,2; Kartoffeln in Belgien 211, in Deutſchland 159 Doppelzentner geerntet. Auf gleicher Höhe mit dem Ackerbau ſteht die Viehzucht: die ſchweren Pferde und das Rindvieh erfreuen ſich des größten Rufes.

Aber trotz alledem iſt Belgien vorzugsweiſe Induſtrieſtaat. 42 Prozent der Bevölkerung hat die Induſtrie beanſprucht, nur 12 Prozent die Landwirtſchaft.

Der Reichtum des Landes an mineraliſchen Schätzen, namentlich im Süden, hat den Bergbau mächtig gefördert, vor allem in Lüttich, Namur und Hennegau. Im Jahr 1912 hat er 23 Millionen Tonnen Steinkohlen, alſo mehr wie

Öſterreich-Ungarn gefördert. Neben Eiſenerz, Kupfer und Blei wird vor allem Zink gewonnen, hier hat Belgien überhaupt ausſchlaggebende Bedeutung: es hat die drittgrößte Produktion auf dieſem Gebiet von allen Ländern der Erde. Auf dieſem Bergbau fußen alle induſtriellen Anlagen in Süd- und Oſtbelgien, die Hütten- und Stahlwerksbetriebe, durch ſie weiter die Maſchinen-, Wagen-, Waffen- und Metallwarenfabriken. Ebenſo wichtig iſt die Textilinduſtrie, die Tuch-, Baumwoll-, Leinen-, Spitzen- und Teppichfabriken, die Glas- und Zuckerinduſtrie.

Für uns ſind neben den Kohlenbergwerken die eiſenverarbeitenden Fabriken von Bedeutung. Lüttichs Waffeninduſtrie iſt weltbekannt, in dieſer Stadt auch iſt „La Vieille Montagne" die größte Weltproduzentin von Zink, und in der Vorſtadt Seraing beſchäftigen die Eiſen- und Stahlwerke Cockerills 12 000 Arbeiter. Wie Krupp leiſtet Cockerill beſonders in Herſtellung von Artilleriemetall Hervorragendes.

Die finanzielle Leiſtungsfähigkeit des Landes iſt außerordentlich groß. Es iſt das im Verhältnis zu ſeiner Größe reichſte Land der Welt. Einen Reichtum, den es vorzugsweiſe ſeiner günſtigen Lage verdankt, die es zu einem Vermittler des ſtark angewachſenen deutſchen Außenhandels macht. Die belgiſchen Staatsfinanzen 1912 ergeben eine Geſamteinnahme von über 700 Millionen Franken (75 Millionen direkte Steuern, 58 Mill. Eingangszölle, 81 Mill. Konſumabgaben, die Hälfte Branntwein, 77 Mill. ſog. Regiſtrierabgaben, ein Drittel Erbſchaftsſteuern, 372 Mill. Einnahmen aus Verkehrsanſtalten, beſonders Eiſenbahnen). Außerordentlich große Kapitalien ſind in fremdſtaatlichen Unternehmungen angelegt. So arbeiteten, um nur ein Beiſpiel zu nehmen, in bulgariſchen Induſtrieanlagen aller Art nach dem Stand vom 31. Dezember 1904 zuſammen 14,6 Millionen Franken.

Davon fiel der größte Teil, 10,2 Millionen, auf Belgien, außerdem noch 0,5 Millionen auf Unternehmungen, in denen belgisches und bulgarisches Kapital gemeinsam beteiligt waren. Der Reichtum des Landes, der hier nur angedeutet ist, kann uns bei Ernährung, Bekleidung und Bewaffnung unserer Truppen die wesentlichsten Dienste leisten.

III.

Die Kampfesweiſe der Franzoſen / Das ruſſiſche Heer / Der Koſak / Franzöſiſche Feſtungen. Das „ſtarke“ Paris / Englands Landheer / Unſichere Kolonien / Was koſtet ein Weltkrieg?

Wir wiſſen, daß vor noch nicht langer Zeit im franzöſiſchen Senat eine Reihe von Anklagen gegen die Zuſtände im franzöſiſchen Heer erhoben und begründet worden ſind. Man beklagte im beſonderen die mangelhafte Bekleidung und Ausrüſtung, das Fehlen wirklich brauchbarer ſchwerer Artillerie und die zum Teil ungenügenden Befeſtigungen an der Oſtgrenze. Dazu kam noch die politiſche Spannung im Offizierkorps und das Eindringen des Sozialismus in das Heer. Seit der Dreyfusaffäre hat die Offizierslaufbahn an Preſtige eingebüßt. Bald machte ſich in allen Waffengattungen ein Offiziersmangel fühlbar. Die franzöſiſche Jugend hielt ſich von der Offizierslaufbahn fern. Die bürgerliche Karriere war ungleich verlockender. Jeder Präfekt kam vor jeden, auch den oberkommandierenden General. Wenn früher die polytechniſchen Hochſchulen ihre abſolvierten Maſchineningenieure zur Artillerie gebracht hatten, ſo gingen ſie dann vorzugsweiſe zu der viel beſſer zahlenden Induſtrie über. Ein ſchwer empfundener Mangel an Offizieren trat hier ein, den die älteren Unteroffiziere, als Feldwebelleutnant vorrückend, nicht zu erſetzen vermochten. Ebenſo war es bei der Infanterie. Die Zahl der Schüler in den Offiziersvorbereitungsſchulen von St. Cyr und St. Maixent nahm ab. Auch bei der Kavallerie, wo der Offizierszugang beſſer war, mußten die Feldwebelleutnants die zahlreichen früh abgehenden Offiziere erſetzen. Erſt dieſes Jahr hat darin Wandel geſchaffen. Die Offiziere wurden beſſer bezahlt. Die Zahl der Anwärter für die Schulen ſteigerte ſich. Aber es wird noch geraume Zeit vergehen, bis die Abgänge an Offizieren in den verſchiedenen Waffengattungen wieder erſetzt ſind. Auch mangelt es an altgedienten Unteroffizieren. Man hoffte und rechnete mit den Reſerveoffizieren, die die aktiven Offiziere erſetzen ſollten, aber ſie waren dazu nicht genügend vorbereitet. Dafür ſollte die dreijährige Dienſtzeit ſorgen; doch bisher konnte ſie

noch keinen Einfluß auf die Ausbildung des Reſerveoffiziers üben, da ihre Einführung erſt ſeit kurzem datiert. Das franzöſiſche Heer hatte wegen des Geburtenrückgangs bis vor kurzem nur ſchwache Rekrutenjahrgänge. Es müſſen alſo, um den hohen Stand der Kriegsformationen zu erreichen, viele Reſerviſten in die erſte Linie kommen. Dieſe müſſen aber erſt eine Zeitlang unter Waffen ſtehen, ehe ſie mit den älteren Jahrgängen zuſammen manövrieren können. Zwei Jahrgänge, die im vorigen Jahr bei plötzlicher Annahme der dreijährigen Dienſtzeit zuſammen eingezogen wurden, ſind erſt ſeit April dieſes Jahres mobiliſabel. Der franzöſiſche Offizier fällt über den franzöſiſchen Soldaten das Urteil, daß er von Haus aus undiszipliniert iſt: So gutmütig er ſein mag, wer ihm gegenüber ein Anſehen beanſprucht, ihn leitend beeinfluſſen will, iſt ihm unſympathiſch, beſonders dem Offizier gegenüber iſt er mißtrauiſch. Sonſt rühmt man ihm in Frankreich alle guten Eigenſchaften nach: der Elan des franzöſiſchen Soldaten ſei faſt ſprichwörtlich. Der Ruf: à la bayonette reiße ſie fort. Aber im Jahre Siebzig haben, wie man weiß, die Franzoſen nur einmal, bei Beaune la Rolande, einen artilleriſtiſchen Angriff dicht an den Feind herangetragen, der trotz der gegneriſchen Minderheit dank ihrer Kaltblütigkeit erfolglos blieb. Die Kampfform der Infanterie iſt nach dem, den Paragraphen des deutſchen Reglements von 1906/09 zu Grund liegenden, neuen Reglement von 1914 vorgeſchrieben: Als alleinige Angriffsform gilt der Schützenſchwarm. Er wird von vornherein dichter gelegt wie der unſere, der gegebenenfalls größere Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Schützen je nach der taktiſchen Lage geſtattet. Während in Deutſchland der flügelweiſe Anſatz des Angriffs bis in die Einzelheiten des Kompagniekolonnengefechts durchgeführt wird, ſo zwar, daß die rückwärtigen Verſtärkungen ſtets von dem eigenen Truppenteil (Kom-

pagnie, Bataillon, Regiment) gegeben werden, läßt das franzöſiſche Reglement bei Beginn des Feuergefechts die Entwicklung ganzer Kompagnien und Bataillone in erſter Linie zu. Hierdurch muß bei längerem Gefecht eine unerwünſchte Vermiſchung der Truppenteile eintreten. Lange Zeit hat man, ſich auf Napoleons Erfolge bei Wagram und Auſterlitz berufend, erklärt, der Erfolg läge im Durchbruch mit dem Bajonett. Dann verſprach man ſich von der deutſchen Theorie, die eine Umfaſſung des Gegners oder ſeine Bedrohung wenigſtens in einer Flanke vorſieht, alles Gute: das ſorgſam abwägende Nähren des Gefechts durch klüglich ausgeſparte Reſerven kennen die Franzoſen nicht. Sie ſetzen vorzeitig alles auf eine Karte. In den Feuerarten beſchränken ſie den Schützen nicht. Das Schnellfeuer bevorzugen ſie, und dem Verfolgungsfeuer legen ſie den größten Wert bei. In der Zahl der Maſchinengewehre, die den Infanteriekampf weſentlich verſtärken, ſind uns die Franzoſen überlegen. Gegen Ende des Schlachttages iſt von ihnen jedesmal eine Steigerung der Gefechtstüchtigkeit zu erwarten. Dieſe wird dann eingeleitet durch ein rollendes Schnellfeuer der ganzen Kampflinie. 1870 nannten unſere Soldaten dieſe Geſchoßgarbe den „Abendſegen“. In dem Vortragen des Angriffs werden die Franzoſen durch ihre Geſchicklichkeit im „Kriechen“ ſich mehr vor Verluſten zu ſchützen wiſſen. Die vordere Schützenlinie ſoll bei ihnen durch die Unterſtützungen nach vorn geriſſen werden, während ſie bei uns den Platz vor dieſen Unterſtützungen behalten ſoll, worin großes Zutrauen in ihren ungebrochenen Mut liegt. Der Infanteriekampf wird weſentlich durch die Artillerie beeinflußt. Die beiderſeitigen Kanonenbatterien, mit ſtählernem Schutzſchild verſehen, ſind gegen den Schrapnellſchuß faſt unverwundbar. Er wird alſo nur gegen die feindliche Infanterie oder Kavallerie angewandt. Aber wir ſind imſtande, die fran-

zöſiſchen Kanonenbatterien wirkſam zu bekämpfen durch unſere Feldartillerie, die zu einem ganzen Viertel Haubitzen, Kaliber 10,5, zählt, deren Geſchoße, mit nitrirtem Sprengſtoff gefüllt, feindliche Geſchütze nicht nur zu demontieren, ſondern ſogar zu zerſchmettern vermögen. Da ſie mit ſtark gekrümmten Flugbahnen kämpfen können, finden ſie in jeder Geländefalte Deckung und bleiben dem Feind verborgen. Feldhaubitzen haben die Franzoſen überhaupt nicht, und ihre Verſuche, ſie zu erſetzen, indem ſie Kanonenrohre verkürzten und mit dem ſogenannten Diſperſeur eine Haubitzwirkung erzielen wollten, ſind erfolglos geblieben. Das franzöſiſche Armeekorps, aus drei Diviſionen beſtehend, führt 144 Feldgeſchütze, ſoviel wie ein deutſches Armeekorps zu zwei Diviſionen. Ihre Batterien zählen vier, die unſern ſechs Geſchütze. Jedes unſerer Armeekorps führt eine Abteilung, vier Batterien zu je vier Geſchützen, der 15 cm-Haubitzen mit ſich, während die Franzoſen zurzeit nur etwa 50 Geſchütze (Rimailho) beſitzen, deren Rohre und Lafetten getrennt gefahren werden müſſen und deren balliſtiſcher Wert der Kruppſchen 15-cm-Haubitze weit nachſteht. Auch bei der Artillerie läßt ſich ein ähnlicher Wandel in den Anſchauungen der Angriffstaktik feſtſtellen wie bei der Infanterie. Anfangs war man für das allmähliche Einſetzen der Artillerie und das Zurückhalten der Artillerieſerven, wobei man die Einbuße der Kraft der erſten Feuerlinie durch ein raſendes Schnellfeuer zu erſetzen ſuchte; dann hielt man es für vorteilhafter, gleich anfangs ſo viel Artillerie zu entwickeln wie möglich, um den Feind ſchon bei der Entwicklung niederzuhalten. Wie bei der Infanterie haben die Franzoſen auch bei der Kavallerie unſer Reglement nachgeahmt: ſie haben die ſtarre Treffengliederung der Kavalleriediviſion beſeitigt, und die Brigade zur Gefechtseinheit gemacht. Die drei Brigaden der Diviſion werden durch Befehle des Diviſionskommandeurs zu

gemeinſamem Gefechtszweck vereinigt. Die Zahl ihrer Kavalleriediviſionen ſuchten ſie dadurch zu vermehren, daß ſie ihren Armeekorps nur je ein Kavallerieregiment gaben, alle übrigen aber zu einer Heereskavallerie vor die Front zogen. Die Aufklärung fällt den Flugzeugen zu. Die Bewaffnung beſteht bei der Infanterie in dem Gewehr, Syſtem Lebel 1893, 8 mm Kaliber, mit einem Röhrenmagazin unter dem Lauf für 8 Patronen, einem Viſier bis 2400 m und einer größten Schußweite bis 3400 m. Das Maſchinengewehr M 1907 iſt Syſtem Hotchkiß, kann in der Minute bis 600 Schuß abgeben, hintereinander bis zu 6000 Schuß. An Patronen führt jeder Mann 88 mit ſich, 105 werden für jeden auf dem Kompagniepatronenwagen, 110 auf den Munitionskolonnen mitgeführt. Jedes Maſchinengewehr führt 16 000 Patronen mit ſich. Die Bewaffnung bei der Kavallerie beſteht aus Degen und Karabiner 8 mm mit Ladeſtreifen zu 5 Patronen. Die Regimenter der Kavalleriediviſionen führen mit Ausnahme der Küraſſiere auch eine Lanze. — Im ganzen darf die Stärke der Feldarmee einſchließlich Reſerveformationen ohne Erſatzformationen und ohne Territorialarmee auf rund 1100 Bataillone, 590 Eskadrons, 820 Batterien, zuſammen 1 200 000 Mann Infanterie, 50 000 Reiter und 3300 Geſchütze veranſchlagt werden. Alles in allem ein Gegner, der in keiner Weiſe unterſchätzt werden darf, vor allem wenn eine gute, höhere Leitung vorhanden iſt. Aber, das darf man wohl ſagen, das geiſtige Erbe Napoleons haben, wie ſich Siebzig ſchon gezeigt hat, die Deutſchen, nicht die Franzoſen angetreten. — Und dann kommt die prekäre wirtſchaftliche Lage Frankreichs dazu, die unter anderem daraus erſichtlich wird, daß die Zeichnung auf die letzte große franzöſiſche Anleihe, die im Juli dieſes Jahres ſtattfand, im Grund ein großer Mißerfolg war, indem wohl das zahlenmäßige Zeichnungsreſultat ſehr be-

friedigte, aber die Einzahlungen nur langſam und gering einliefen, durch den Krieg ſchließlich, ehe noch die zweite Rate gezahlt war, ganz ſtockten. Die finanzielle Lage iſt durch falſche Dispoſitionen, beſonders durch den Erlaß des Moratoriums ſehr gefährdet, und der „Temps" ſchrieb bezeichnend genug: „Jede Opferwilligkeit hat ihre Grenzen, und auch die Rentiers müſſen zu eſſen haben." Ein Anleiheverſuch in Amerika ſcheiterte, nachdem der Staatsſekretär Bryan erklärte, daß Anleihen von amerikaniſchen Bankiers an irgendwelche kriegführende ausländiſche Nationen mit dem wahren Geiſt der Neutralität nicht vereinbar ſeien. Wirtſchaftliche Gefahren der ſchwerſten Art bedrohen das Land. Der Weinbauer erwartet eine Ernte wie die von 1875, wo 79 Millionen Hektoliter die franzöſiſchen Keller füllten. Die Weinausfuhr bildet, wenn auch viel ſüdfranzöſiſcher Landwein in Frankreich ſelbſt verzehrt wird, eine der Hauptquellen des Nationalreichtums: Die Gewächſe der Gironde, wo beſonders in der alten Landſchaft Medoc die Bordeauxweine gekeltert werden, die Erzeugniſſe der Provinz Burgund und nicht zuletzt die zu Champagner umgearbeiteten Weine der Champagne werden faſt ausſchließlich ausgeführt. Für 250 Millionen Franken hat Frankreich im letzten Jahr derartige Weine an das Ausland geliefert, wovon gegen 60 Millionen nach Deutſchland, der Reſt zum größten Teil nach Öſterreich, Rußland, Amerika und in die nordiſchen Länder gewandert iſt. Dieſer Handel ruht durch den Krieg vollſtändig. Die Händler der franzöſiſchen Keltereien, die in anderen Jahren den Wein in den Bergen abſchätzten und ganze Abhänge für ihre Firmen kauften, können diesmal nicht erſcheinen; auch die Vertreter der deutſchen Firmen, die billigere Weine zum Verſchnitt einkauften, ſind natürlich ausgeblieben. In den um den Golf du Lion gelagerten Departements Herault, Aude, Gard und

in der Gironde, woher allein die Hälfte der ganzen franzöſiſchen Weinernte ſtammt, fehlt es an Arbeitskräften. Der Weinbauer ſelbſt iſt gar nicht darauf eingerichtet, ſeine Ernte, beſonders wenn ſie ungewöhnlich reich iſt, zu verkeltern. Er keltert nur den Landwein, den er im Hauſe braucht. Alles andere wird verkauft, ſo daß der geſamte franzöſiſche Weinhandel ſich immer mehr in den Händen Weniger zuſammengezogen hat. Der größte Teil der Ernte iſt daher bei der augenblicklichen Kriegslage, die einmal Frankreichs Handel nach außen unterbindet, dann aber die Abnahme der Trauben zum Teil unmöglich macht, dem Verderben ausgeſetzt. Der Bauer muß die Ernte am Stock laſſen, oder wenn er ſie ſelbſt zu pflücken vermag, kann er ſie weder verkaufen noch ſelbſt verarbeiten. So iſt das Erträgnis der reichen Ernte für ihn ganz illuſoriſch. — Dann droht Frankreich, wie es ſcheint, die Kohlennot. Das Gebiet des Pas de Calais, das größte Kohlenrevier des Landes, iſt von deutſchen Truppen beſetzt. Andere Kohlenlager von Bedeutung beſitzt Frankreich nicht. Es iſt ſchon in normalen Zeiten durchaus auf Belgien und England angewieſen. Abgeſehen von Belgien, das für Frankreich nicht mehr in dieſer Hinſicht in Frage kommt, kann auch England heute nicht mehr nennenswerte Kohlenmengen ſeinem Bundesgenoſſen abgeben. Frankreich iſt überhaupt in hohem Grad auf die Einfuhr wichtiger Rohſtoffe angewieſen. Während wir z. B. Petroleum, abgeſehen von unſerer eigenen Produktion, auch während des Krieges in reichen Mengen aus Galizien und Rumänien beziehen können, iſt Frankreich auf die ſehr ungewiſſe überſeeiſche Zufuhr angewieſen. Es hat auch nicht entfernt die gewaltige Metallproduktion Deutſchlands, und das Einzige, woran es keinen Mangel hat, iſt vielleicht der Wein, der aber jetzt, vor allem für die Kriegsführung, wenig Wert beſitzt. Die wirtſchaftliche Lage des Landes, im

Ganzen genommen, muß mit den ſich häufenden Mißerfolgen auf militäriſchem Gebiet immer ärger und dunkler werden. Schon jetzt kann man erkennen, daß das Land nur mit Siegesmöglichkeiten gerechnet hat und in den Krieg finanziell und wirtſchaftlich nicht genügend gerüſtet ging.

* * *

Wenn in Frankreich der Revanche-Gedanke lebhaften Widerhall findet und der Geiſter viele fortreißt, ſo fehlt bei Rußland Deutſchland gegenüber völlig jede Berechtigung zu einer Abrechnungspolitik. Hier liegen die Gründe tiefer. Die Regierung braucht den Krieg, um die inneren Unruhen zu verdecken. Dadurch meint ſie die öffentliche Aufmerkſamkeit von dem Weſentlichen ablenken zu können. Dann hat ſeit Jahren eine kleine, aber mächtige Clique unter Führung verſchuldeter Großfürſten für den Krieg gearbeitet. Zu ihr gehören alle jene, die im Trüben fiſchen und ſich, wie ſonſt auch, nur in einem ganz anderen Maß auf Koſten des Volkes bereichern wollen. Schließlich haben ſich einige ehrgeizige Köpfe ganz von dem Gedanken des Panſlawismus erfüllen laſſen und glauben ihn in die Wirklichkeit übertragen zu können. Man denkt an ein großes Slavenreich unter Führung Rußlands. Man ſagt ſich aber nicht, daß zu einer derartigen Rolle eine innere Macht und Kraft gehört, die Rußland nie beſeſſen hat. Die tatſächliche militäriſche Stärke berechtigt es auch nicht zu einer derartigen Führung. Das große Reich iſt in ſich nicht gefeſtigt, und abgeſehen von der weit verbreiteten revolutionären Partei iſt es durch die Sonderbeſtrebungen der geknechteten Völker ſtändig und ernſthaft bedroht. Seit Jahrzehnten ringen Polen, Finnen, Ukrainer, Georgier, um nur ſie zu nennen, um Milderung ihrer Knechtſchaft oder Freiheit. Bis jetzt hat man ſie niederhalten können. Wenn aber der Krieg heute Rußland

zu Boden wirft, kann vielleicht eintreten, was das Zarentum dem von ihm aufs heftigſte befehdeten Öſterreich-Ungarn gewünſcht hat: der Zerfall. Dann würde eine neue Ordnung der Dinge entſtehen, die uns eine größere Garantie für Sicherheit und Frieden böte. Nichts beweiſt beſſer die Ohnmacht des jetzigen Regiments, als die ebenſo naiven wie erfolgloſen Verſuche, noch einmal mit Verſprechen aller Art und Größe die im Aufruhr und Abfall begriffenen Völker zu gewinnen. Das Regiment iſt auch diesmal — die frühere Geſchichte Rußlands iſt gleichfalls reich an ſolchen Beiſpielen — ſeines Heeres und ſeiner Flotte nicht ſicher. Die Unzufriedenheit iſt im Offizierskorps wie beim gemeinen Mann groß.

Wenn es auf die numeriſche Stärke ankäme, dann wäre Rußland allerdings ein gewaltiger Feind. Aber noch nie in der Welt hat ausſchließlich die Überzahl den Ausſchlag gegeben. Was Rußland leiſtete, vielmehr nicht leiſtete, hat man deutlich im japaniſchen Krieg geſehen; danach ging es an eine gründliche Neuordnung der inneren und äußeren Verfaſſung ſeiner geſamten Wehrmacht. Ein guter Kenner dieſer Verhältniſſe, dem wir ſchon an anderen Stellen dieſes Buches als ſicherem Führer folgen konnten, beantwortet die Frage, inwieweit die Neuordnung geglückt und vollzogen ſei, auf einigen Umwegen: Äußerlich gelangte zunächſt die Neuordnung mit dem Inkrafttreten des neuen Wehrpflichtgeſetzes vom 1. Dezember 1912 zu einem gewiſſen Abſchluß. Die geſetzliche aktive Dienſtzeit wurde darin für Infanterie und Fußartillerie auf drei, für alle übrigen Waffen auf vier Jahre feſtgeſetzt. Bei inneren und äußeren Kriſen aber konnte der Kriegsminiſter die ausgedienten Leute ohne weiteres ſechs Monate bei der Fahne behalten, und das hat er auch mehrfach, ſo vor allem während der Balkankriſe 1912/13 getan. Dieſe Vollmacht ward im Dezember

1913 geſetzlich geregelt, indem die aktive Dienſtzeit der Mannſchaften ohne weiteres um drei Monate verlängert wurde. Das geſchah auf Betreiben Frankreichs, um während der dreimonatigen Rekrutenausbildungszeit im Winter ſtets drei bzw. vier ausgebildete Jahrgänge bei den Fahnen zu haben. Außer dieſer Regelung der aktiven Dienſtverhältniſſe ging Rußland an eine Verſtärkung ſeiner Wehrmacht durch Bildung von 6 neuen Armeekorps, ſo daß die Zahl ſeiner Korps von 31 auf 37 ſtieg. Äußerlich erſcheint das unzweifelhaft als eine beträchtliche Verſtärkung. Es ſteht aber dem als Nachteil gegenüber, daß dieſe Neuaufſtellungen ſo viele erſt langſam durchzuführende Veränderungen mit ſich brachten, daß dadurch dauernde Unordnungen entſtanden. Von dieſen 37 Armeekorps ſtehen 7 in Sibirien und Turkeſtan und 3 im Kaukaſus, an deren Zurückziehung Rußland vorderhand kaum denken kann. So kommen gegen Deutſchland und Öſterreich nur 27 Armeekorps überhaupt in Frage. Im Höchſtfall würden gegen uns 18 Armeekorps und 10 Kavalleriediviſionen, alſo rund 500 000 Mann zur Verwendung gelangen, während die in Kaſan, Kiew und Odeſſa ſtehenden 9 Armeekorps mit 7 Kavalleriediviſionen gegen Öſterreich ſich wenden könnten. Wenn nun auch dieſe Zahlen ſich ſtattlich anſehen, ſo muß man noch mit einer Reihe von weſentlich ins Gewicht fallenden Umſtänden rechnen: mit der langſamen Mobilmachung, die eine Folge des ſchwach ausgebildeten Eiſenbahnnetzes iſt, mit der langſamen Aufſtellung der Truppenkörper und dem ebenſo langſamen Transport der Truppen und des dazu gehörigen Materials an die Grenzen. Aber ſelbſt wenn uns das ruſſiſche Heer in voller Stärke entgegentreten ſollte, ſo würde das noch nicht den Erfolg entſcheiden. Denn der japaniſch-ruſſiſche Krieg hat aufs deutlichſte gezeigt, daß die Zahl nicht den Ausſchlag gab. Die Ruſſen wurden trotz ihrer Überlegenheit in allen vier

entſcheidenden Schlachten geſchlagen, am Schaho waren ſie faſt doppelt ſo ſtark wie die Japaner. Die obere Leitung verſagte, ſie verſtand nicht einmal die Reſerven heranzuziehen. Die Führer ſelbſt ermangelten aller Selbſttätigkeit. Die Fehler der Kriegsführung gegen Japan, die das ruſſiſche Generalſtabswerk widerwillig zugibt, waren unglaublich. Gebeſſert beim Offizierskorps hat ſich aber, wie neulich ein hoher engliſcher Offizier ausſprach, ſeit 1905 nichts. Man hat die Fehler der ruſſiſchen Kriegsführung 1904/05 mit folgenden Stichworten charakteriſiert: Überſchätzung des Gegners ſeiner Stärke nach (Kuropatkin ſagte: das Auge der Furcht ſieht groß — er aber hatte dies Auge), dadurch Mangel an Initiative, das Opfern vorgeſchobener Abteilungen, ſelbſt von Armeen, ohne rechtzeitige Unterſtützung. Kuropatkin hatte als Entſchuldigung das törichte Wort der ſukzeſſiven Defenſive geprägt. Vor allem aber lähmte der Mangel einheitlichen Befehls, einheitlicher Führung. Der Kriegsrat war in Permanenz erklärt. Theoretiſche Spitzfindigkeiten wurden entwickelt, die koſtbarſte Zeit verſäumt, man ſchuf nicht die Ereigniſſe, man ließ ſich von ihnen überraſchen. Defenſivſtellungen nahm man ein, ohne aus ihnen heraus ſich zur Offenſive entwickeln zu können. Der Entmutigung gab man ſich willenlos hin, man ſchlug ſich nicht mehr für den Sieg, ſondern nur für den Rückzug. Von den Unterführern kamen überhaupt nur zwei als fähige Köpfe in Betracht, General Kontradenko und Graf Keller. Der ruſſiſche Befehlshaber kennt keine Selbſtändigkeit, keine Initiative, er ſcheut die Verantwortung; das aber liegt daran, daß die höheren Frontoffiziere, die Regiments- und Brigadekommandeure, ihrer Vorbildung nach ſich abſolut nicht für die Front eignen. Von den 323 ruſſiſchen Infanterie-Regimentskommandanten ſind 57 aus der Garde hervorgegangen, die in Rußland keineswegs ein Elitekorps

iſt, ſondern wo das Avancement nur nach Verbindung nach oben hin vor ſich geht; 96 haben vom Hauptmann bis zum Oberſt ununterbrochen dem Generalſtab angehört, alſo nicht wie bei uns ſtets in Verbindung mit der Front geſtanden; 62 haben in allen möglichen Stellungen, nur nicht in der Front Verwendung gefunden, und nur etwa ein Drittel iſt in der Hauptſache durch die Front gegangen. Ähnlich iſt es mit den Brigadekommandeuren, wo von 132 aus Garde und Generalſtab 82, aus der Heeresverwaltung 29, und nur 21 weſentlich in der Front geweſen ſind. Im ruſſiſchen Heer verſucht ſich jeder Offizier vom Frontdienſt zu drücken. Eine richtige taktiſche Ausbildung wie unſer ganzes Offizierkorps genießen im ruſſiſchen Heer nur die jungen Offiziere zum kleinen Teil jetzt, ſo daß von einer taktiſchen Durchbildung des Offizierkorps wie bei uns gar keine Rede iſt. Ebenſo finden auch die größeren Übungen bis hinauf zu den großen Herbſtübungen immer noch ganz ſyſtematiſch nach altem Muſter ſtatt, und von einer Ausbildung höherer Führer in unſerem Sinn iſt immer noch keine Rede. Wie mit den Offizieren ſteht es mit dem Soldaten. Man hat ihm früher körperliche Tüchtigkeit und große Anſpruchsloſigkeit nachgerühmt. Man dachte da wohl an den alten Soldaten des Siebenjährigen Krieges, der ſich tot ſchießen ließ, wo er ſtand, und ſeinem Führer freudig in den Kugelregen folgte. Man erzählte ſich Wunderdinge von dieſer paſſiven Tapferkeit, ſo von dem Standhalten der ruſſiſchen Vierecke in der Schlacht von Zorndorf gegenüber der ruſſiſchen Artillerie, die mit Vollkugeln ſtundenlang blutige Furchen in ihren Gliedern zog, ohne ſie zum Weichen zu bringen. Und ähnlich war es in einem Türkenkrieg Katharina II. bei dem Sturm auf Siliſtria. Die Sturmkolonnen ſtanden ratlos vor den Feſtungsgräben, deren Ränder nicht ſturmreif durch die Artillerie gemacht worden waren. Als man den ruſſiſchen

Befehlshaber, den Günſtling Katharinas, Graf Orlow um weitere Befehle fragte, ſagte er: „Poussez outre“ (Stoßt ſie hinüber), und darauf drängten die hinteren Kolonnen die vorderen in den Graben, dieſen ausfüllend, und über ihre Leiber hinweg erfolgte dann der Sturm. Wenn man heute von dem Verhalten ruſſiſcher Soldaten lieſt, ſo erkennt man, daß er im weſentlichen der gleiche geblieben iſt. Er befolgt blind, ohne nur einen Augenblick nachzudenken, die Befehle der Vorgeſetzten. Ihm fehlt jede Entſchlußkraft und Selbſttätigkeit. Er iſt wie eine Maſchine, die bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt tadellos arbeitet, dann aber ausſetzt. Was nutzt da die Übermacht? Der Soldat iſt heute noch wie der, gegen den die Preußen im Siebenjährigen Krieg kämpften: ſtumpf, dumpf, ein Kadaver, nicht ein lebendiger Leib. Er iſt kein Soldat, der in die moderne Feldſchlacht paßt. Dazu gehört die friſche, fröhliche Initiative. Die ruſſiſchen Schützenſchwärme werden daher den unwiderſtehlichen Drang nach vorwärts nicht haben. Ihre Unterſtützungstrupps werden geſchloſſen, aber nicht in der verluſtvermeidenden geöffneten Ordnung vorgehen. Ihre Artillerie ſteht der Zahl wie dem Material nach unter dem unſrigen. Ihre Kavallerie hat im japaniſchen Krieg ſowohl in der Aufklärung wie in der Gefechtstätigkeit verſagt. In den Kämpfen in Oſtpreußen hat man nun ein Urteil über die Kampfleiſtungen der Ruſſen ſich bilden können und gefunden, daß die ruſſiſche Infanterie im Schützengefecht ſchwerfällig und ſehr mittelmäßig ſchießt. Ihr Dreiliniengewehr M 91 ſteht balliſtiſch hinter unſerem Gewehre erheblich zurück. Die Mehrzahl der Leute iſt von kräftiger Geſtalt, auch gut beſchuht, aber ſteht in jeder Beziehung, was Kampffreude wie Gefechtsdisziplin und Schießfertigkeit betrifft, unſeren Soldaten nach. Die ruſſiſche Feldartillerie ſchießt im allgemeinen nicht ſchlecht, aber die Granaten explodieren meiſt nicht,

ſo daß die Schrapnellwirkung, was die Hauptſache ſein ſollte, ausbleibt und die Granaten nur als Vollgeſchoß wirken. Unſere Artillerie iſt durch ihre Ruhe und Treffſicherheit der ruſſiſchen bedeutend überlegen, außerdem an taktiſchem Zuſammenwirken mit der Infanterie. Die ruſſiſchen Kavalleriedivisionen reiten ſchneidig an. Sowie ſie jedoch in Artillerie- oder gar Infanteriefeuer kommen, machen ſie Kehrt.

Einer beſonderen, aber von keiner ſchmeichelnden Anerkennung getragenen Aufmerkſamkeit hat ſich der Koſak erfreut. Das Wort iſt tartariſch und heißt „freier Krieger", aber es kommt auch im türkiſchen Sprachſchatz vor, wo es ſo viel wie „Straßenräuber" heißt. Man muß nun unparteiiſch zugeſtehen, daß die Türken durchaus das Rechte trafen, wenn ſie die Koſaken, mit denen ſie ja oft genug zu tun hatten, als das anſprachen, was dieſe „freien Krieger" in Wahrheit ſind. Im 14. Jahrhundert wanderten unzufriedene Angehörige des Moskowitenreichs nach dem Süden des Landes aus, um ſich hier zu beiden Seiten des Don anzuſiedeln. In ſchweren Kämpfen gegen die Mongolen wurden dieſe Auswanderer zu nomadiſierenden Reiterſtämmen. Koſaken, d. h. freie Krieger, nannten ſie ſich in der Sprache ihrer Feinde. Sie bildeten eine Art irregulärer Grenzwehr und leiſteten ihrem Lande durch kühne, kriegeriſche Streifzüge gegen die wilde Grenzbevölkerung wertvolle Dienſte. Zur Belohnung hierfür erhielten ſie im Jahre 1570 die erſte Gramota, eine Urkunde, die ſie in den Beſitz verſchiedener Privilegien brachte. Nicht lange darauf treten ſie als regulärer Beſtandteil der ruſſiſchen Wehrmacht auf, grauſam und brutal, ſchwer zu leiten und immer zu Revolten geneigt, rohe Söldner gleich den Landsknechten des Dreißigjährigen Krieges. Erſt Peter der Große vermochte ſie einigermaßen zu bändigen. Berühmt wurde der Koſakenhauptmann Mazeppa, der ſich mit Karl XII. von Schweden verband und

nach der Schlacht von Poltawa fliehen mußte und als Geächteter ſtarb. Mit der früheren Selbſtändigkeit der Koſaken war es nun für immer vorbei. Was die Koſaken ſeit dem 16. Jahrhundert nur formell geweſen waren, das wurden ſie nun wirklich: ein Glied des militäriſchen Geſamtorganismus des Zarenreiches. Natürlich führt die Selbſtbeſchaffung von Kleidung und Waffen, wie ſie bei den Koſaken üblich iſt, zu mannigfachen Unzuträglichkeiten. Ungleichartige und ungleichwertige Ausrüſtung iſt die Folge, und oft genug ſieht eine Schwadron Koſaken ſo bunt aus wie ein Sammelſurium aus einem Dutzend verſchiedener Waffengattungen. Dieſes Syſtem der Selbſtbewaffnung ſowie der Umſtand, daß die Koſaken auch heute noch in abgeſchloſſenen Gebieten hauſen, ſind die letzten Reſte der Koſakenfreiheit von einſt. Aber da die Koſakengebiete auch von Nichtkoſaken bewohnt werden dürfen, ſind die früher ſtreng exkluſiven Stämme der freien Krieger mit ſo vielerlei fremdartigen Elementen durchſetzt, daß ihnen jede Beſonderheit des Charakters gegenüber dem ruſſiſchen Volksheer längſt abhanden gekommen iſt. Ihre Kopfſtärke beträgt im Frieden 60 000, im Krieg 195 000 bis 250 000. Ein Teil der Truppen, in Höhe von 19 Reiterregimentern und 5 Batterien, befindet ſich im Verbande der regulären Armee. Das Gros bildet eigene Verbände für ſich. Die ganze Geſchichte der Koſaken zeigt dieſe als Räuber wie als Soldaten, und ihrem alten Ruf haben ſie ſich auch diesmal treu gezeigt, würdige Genoſſen der anderen Mordbrenner im Oſten.

* * *

Die Franzoſen haben, wie das in Wort und Schrift zum Ausdruck kam, große Hoffnungen auf die Feſtungen an ihrer Oſtgrenze geſetzt: Gleich nach dem Krieg 1870/71 ging die franzöſiſche Regierung daran mit allem Eifer, ihre neue,

nunmehr ungedeckte Oſtgrenze beſſer gegen einen Einfall zu ſchützen. Der alte, noch von Vaubau erbaute dreifache Feſtungsgürtel hatte zwar im Kriege eine bedeutende Rolle geſpielt und namentlich den Nachſchub nach Paris ganz weſentlich erſchwert. Aber es war, wie man einſah, der lange Widerſtand dieſer ganz veralteten Plätze nur dem Mangel an Belagerungs-Artillerie bei den Deutſchen zuzuſchreiben.

Ein neuer Feſtungsgürtel ſollte daher zu dem Zweck entſtehen, die Deutſchen, denen man einen Vorſprung in der Mobilmachung unbedingt einräumte, ſo lange aufzuhalten, bis die eigene Armee verſammelt war. Dafür mußte der Feſtungsgürtel möglichſt nahe an der Grenze liegen und ſo angelegt ſein, daß er die feindlichen Anmarſchlinien auf weite Strecken ſperrte. Hierfür reichten nach franzöſiſcher Anſchauung einzelne ſtarke Feſtungen wie bei uns keineswegs aus; es war vielmehr eine Kette von Werken nötig, die aus Feſtungen und kleinen Sperrforts beſtehen ſollte. Als nächſte günſtige Abſchnitte boten ſich hierfür die Flußläufe der oberen Moſel und der mittleren Maas. An ihnen wurden die beiden Gruppen Belfort—Epinal und Toul—Verdun in der Art gebaut, daß die großen, bedeutend erweiterten Feſtungen unter ſich durch eine dichte Kette von Sperrforts verbunden waren, die alle Verkehrslinien ſperrten. Bei Toul greift die Feſtungsanlage außerdem auf die anliegende Hochfläche, das Plateau „De la Haye“ hinaus, um die Stadt Nancy ſowie die hier laufende Hauptbahnlinie Straßburg—Paris auf weithin zu decken. Das große Sperrfort Manonviller ſowie einige vorgeſchobene Batterien dienten ebenfalls dieſem Zweck, wie überhaupt die franzöſiſche Vorliebe für vorgeſchobene Stellungen hier wie anderwärts zutage tritt. Eine ſo ausgedehnte Feſtungsanlage im Oſten, deren 70 Kilometer breite Strecke Epinal—Toul die eigene Feld-

armee ausfüllen ſollte, machte nach Anſicht der Franzoſen einen Einmarſch im Oſten unmöglich. Es lag daher nahe, den Deutſchen eine Umgehung im Norden durch Belgien zuzumuten, und auch hiergegen mußte man ſich vorſehen. Es wurde daher bald darauf noch eine dritte Befeſtigungsgruppe aus den verſtärkten Feſtungen von Lille und Maubeuge und einigen kleineren Sperren dazwiſchen gebildet. Auch die Lücke zwiſchen Verdun und Maubeuge wurde noch durch das Sperrfort Hirſon im Sambre- und Maastal ausgefüllt, während das Chiersthal durch die beibehaltenen alten Plätze Longwy und Montmedy gedeckt ſchien. Damit war nun eine durchlaufende Kette längs der Oſt- und Nordgrenze bis nahe an das Meer hin geſchaffen, die, auch von den Koſten abgeſehen, ganz bedeutende Truppenmaſſen als Beſatzung erforderte, alſo wohl hätte genügen können. Aber man beſchränkte ſich trotzdem nicht darauf, ſondern legte noch eine zweite Linie nahe den vorderen Lücken an, auf die der Feind im weiteren Vormarſch ſtoßen ſollte. Sie werden im Norden durch die Feſtungen Reims, Laon und La Fère, im Süden durch die Feſtungen Dijon, Langres, Beſançon gebildet. Endlich ſollte als letzte Linie und Hauptſtützpunkt die Feſtung Paris dienen, die durch einen neuen, weiter vorgeſchobenen Fortsgürtel zu einer Rieſenfeſtung gemacht, jede Einſchließung wohl von ſelbſt ausſchloß. Die im Norden drohende Gefahr ſchien durch die unterdeſſen entſtandene Maasbefeſtigung Namur—Lüttich ganz weſentlich gemindert, die, zum Schutz Belgiens beſtimmt, nach franzöſiſcher Anſchauung auch ein deutſches Vorgehen wenigſtens auf dem weſtlichen Maasufer ausſchloß. Aber die großen Hoffnungen, die man auf die Feſtungen ſetzte, ſanken doch bald angeſichts der Fortſchritte der Artillerie, der Anwendung des Scharffeuers und der neuen Geſchoßladung. Es erhoben ſich auch in militäriſchen Kreiſen Stimmen, die für die Zuwendung der

für die Feſtungsbauten beſtimmten Summen an das Feldheer plädierten, mit dem der neuerwachte Offenſivgeiſt durchaus rechnen zu können glaubte. So begnügte man ſich damit, die wichtigſten Feſtungen durchaus zu moderniſieren, die anderen dagegen nur gering auszubauen oder im alten Zuſtand zu belaſſen. Ein Hauptgewicht ward auf die Befeſtigungen von Paris gelegt; dieſe ſind noch nicht ein Jahrhundert alt, abgeſehen davon, daß die Art und Stärke der Feſtungsbauten ſich innerhalb dieſer Zeit ſehr geändert haben. Am meiſten hatte Paris in den Freiheitskriegen den Mangel an Befeſtigungen zu büßen. Für Napoleon wäre es 1814 von unſchätzbarer Bedeutung geweſen, wenn er ſich auf Paris als auf einen feſten Platz hätte ſtützen können. Der Plan für die Erbauung einer ganz Paris umſchließenden Mauer von Feſtungswerken geht erſt auf das Jahr 1830 zurück und wurde aus der Einſicht geboren, daß die gegen die älteren Bourbonen gerichtete Revolution einen ernſten Einſpruch der Mächte Europas herbeiführen könne. Damals kam man aber nicht über lange und breite Erörterungen hinaus. Im Jahre 1840 nahm König Ludwig Philipp die Sache mit großer Entſchloſſenheit in die Hand, da er ſich infolge der Vorgänge in Ägypten durch ein vierfaches Bündnis bedroht ſah. Mit der Ausarbeitung des Feſtungsplans wurde der General Haro beauftragt, der eben erſt die befeſtigten Plätze im Norden und Oſten des Reiches wiederhergeſtellt und verſtärkt hatte und auch durch die nach ihm genannten Feſtungsbatterien zu großem Ruf gelangt war. Er fußte bei ſeinem Entwurf für Paris auf den Grundſätzen von Vauban, deſſen Lehren als das Evangelium des Feſtungsbaues verehrt wurden. Das eingeſetzte „Comité des Fortifikations" nahm den Plan an. Dabei wurde auf die Fortſchritte im Geſchützweſen Rückſicht genommen, das ſeit den Tagen Ludwig XIV. eine bedeutende Umwandlung

in der Tragweite und Wirkung erfahren hatte. Nun wurde der Plan zur Verteidigung von Paris auch von der Deputiertenkammer, dann von der Pairskammer genehmigt und ein parlamentariſcher Ausſchuß zum Studium des ganzen Entwurfs ernannt. Am 13. Januar 1841 verlas Thiers als Berichterſtatter dieſes Ausſchuſſes vor der Deputiertenkammer einen Bericht, der im damaligen Regierungsblatt elf Spalten füllte. Thiers erörterte die Lage der franzöſiſchen Hauptſtadt, ihre zu große Nähe an einer durch die Natur wenig geſchützten Grenze, alſo natürlich der belgiſchen, und widerlegte die Forderung einer Gruppe, die einen geſchloſſenen Feſtungswall ohne Forts befürwortete. Ebenſo wies er den Plan einer Kette von Forts ohne zuſammenhängende Umwallung zurück und beruhigte insbeſondere die ängſtlichen Deputierten, die von der Meinung beherrſcht wurden, die Kanonen der Wälle und der Forts könnten ſich einmal gegen Paris ſelbſt richten, wobei ſich die Furcht nicht gegen einen äußeren, ſondern gegen einen inneren Feind wandte. Thiers hatte einen vollen Erfolg, und ſchon am 2. Februar 1841 wurde der Antrag ſowohl in der Deputiertenkammer wie in der Pairskammer mit großer Mehrheit angenommen. Das am 3. April veröffentlichte Geſetz gewährte dem Kriegsminiſter Marſchall Soult einen Kredit von 140 Millionen Franken für die Arbeiten zur Errichtung der Befeſtigungen von Paris in Geſtalt eines Gürtels von Baſtionen und einer Linie von Außenforts. Der Gürtel ſollte ununterbrochen ſein und ſich dicht an beide Ufer der Seine anſchließen, die Forts eine konzentriſche Linie bilden, ebenfalls mit Baſtionen, Unterkunftsräumen für Truppen und Magazinen. Die Forts ſollten wenigſtens einen Abſtand von zwei Kilometern von der Umwallung haben. Der geſchloſſene Gürtel in der Form einer Ellipſe war in einer Länge von 33 165 Metern und in einer Breite von

142 Metern vorgeſehen und umfaßte den eigentlichen Wall mit Graben und Glacis. Dieſe Anlage nahm eine Fläche von faſt 5 Millionen Quadratmetern in Anſpruch, die damals teils von Äckern und Gärten, teils von Gehölz eingenommen wurde. Der Erwerb des Geländes koſtete 13,8 Millionen Franken, eine geringe Summe, da Teile des Bois de Boulogne und andere dem König gehörige Flächen koſtenlos zur Verfügung geſtellt wurden. Der Wall, der aus der zur Schaffung des Grabens ausgeworfenen Erde hergeſtellt wurde, erreichte eine Länge von 38 616 Meter, wurde alſo faſt 5½ Kilometer länger, als im Anſchlag berechnet geweſen war. Der Unterſchied erklärte ſich durch die Anlagen ausſpringender und einſpringender Winkel. Die Erdarbeiten bewegten etwa 7,7 Millionen Kubikmeter Boden und koſteten etwa 9 Millionen Franken. Dazu kam die Errichtung einer Schutzmauer für dieſen Wall, die für jedes laufende Meter 1115 Franken beanſpruchte, ſo daß die Geſamtkoſten des Wallgürtels 43,1 Millionen erreichten. Die Anlagen der inneren Straße erforderten noch etwa 2 Millionen, die Errichtung von Magazinen rund 1 Million und die Bewäſſerung des Grabens eine Viertelmillion Franken. Mit Hinzufügung von Nebenausgaben kam die geſamte Anlage auf 84 Millionen zu ſtehen. Es blieben alſo von der bewilligten Summe noch 56 Millionen für den Bau der Außenwerke. Die Arbeiten wurden ſofort nach Veröffentlichung des Geſetzes begonnen und am Ende des Jahres 1845, noch unter dem Kriegsminiſterium des Marſchalls Soult, vollendet. Die vorausgeſetzte Zeit wurde eingehalten, die bewilligten Koſten noch nicht einmal ganz erreicht. Der General Dode de la Brunerie, als Hauptleiter der Arbeiten, erhielt die Würde eines Marſchalls von Frankreich. Bis 1870 blieben die Pariſer Befeſtigungen ohne Unterbrechung im Friedenszuſtand, wurden alſo ungehindert durch die Stra-

ßen paſſiert und waren auch ohne Bewaffnung. Nach den erſten Niederlagen im Auguſt 1870 wurden ſie auf den Kriegsfuß geſetzt, die den Graben durchſchneidenden Straßendämme abgetragen, Tore und Zugbrücken angelegt, Magazine und unterirdiſche Räume für Soldaten und Munition inſtand geſetzt, die Wälle mit Geſchützen geſpickt, mit Scheinwerfern ausgeſtattet, das Vorgelände durch Minen mit elektriſcher Zündung geſchützt u. a. m. Die Befeſtigungen von Paris umfaſſen heute die Departements Seine und Oiſe ganz, ſowie einen Teil (Weſt) von Seine und Marne, bedecken eine Fläche von 19 Quadratmeilen mit einem Durchmeſſer von 40 km von Oſten nach Weſten, und 37 km von Norden nach Süden; der Geſamtumfang des Feſtungsgürtels beträgt ca. 140 km. Armiert ſollen die Werke angeblich mit über 7000 Geſchützen ſein. Es ſind drei Befeſtigungslinien zu unterſcheiden, einmal die Stadtumwallung, die zum Teil niedergeriſſen iſt, und bei der nur einige Punkte im Süden und Oſten von militäriſchem Wert ſind. Dann die zweite Linie der älteren Forts, die jetzt im allgemeinen nur noch Wert als Reduits und Nachſchubmagazine für die weiter vorgeſchobenen neuen Werke haben. Der alte Fortgürtel hat etwa 55 km Umfang. Die Werke ſind durchſchnittlich nur 2 bis 3 km voneinander entfernt und 3 bis 5 km vor die Umwallung vorgeſchoben. Im Norden liegt das zuſammenhängende Befeſtigungsſyſtem von St. Denis, drei Forts. Zwiſchen St. Denis und Pantin liegt das Fort Aubervillers, im Oſten von Paris, auf dem Höhenzug zwiſchen Ourcq-Kanal und Marne liegen 4 Forts und einige Reduits. Der Südoſten wird durch Verſchanzungen und eine Reihe von Forts verteidigt, von denen Fort Charenton das bedeutendſte iſt. 5 Forts liegen im Süden, und im Weſten von Paris beherrſcht das Fort Mont Valérien in der Hauptſache die Gegend. Beſonders wichtige und domi-

nierende Punkte ſind außerdem vor dieſer alten Fortlinie ſtark befeſtigt worden. Die Linie der neuen Forts, die bis auf 12 bis 15 km vor der Umwallung liegen, bildet erſt das eigentliche verſchanzte Lager. Hier ſind namentlich moderne Panzer- und Betonbauten zu finden. Das verſchanzte Lager zerfällt in drei große Gruppen, das Lager im Norden zwiſchen der unteren Seine und der Ardennenbahn, das Lager des Oſtens zwiſchen der Ebene von St. Denis und der oberen Seine, begünſtigt vorzugsweiſe die Offenſive in der Defenſive, und das Lager des Südweſtens, am linken Seineufer, begünſtigt und erleichtert die Zufuhr in die Stadt aus dem Gebiet der unteren Seine und der Beauce. Die einzelnen Werke haben eine verſchiedene Stärke, Beſatzungen von 1200 bis 3000 Mann und eine Armierung von 24 bis 60 Geſchützen. Die Batterien und Reduits ſind kleinere geſchloſſene Werke mit bombenſicheren Unterkunftsräumen, die Beſatzungen bis zu 200 Mann und meiſt 6 Geſchütze aufweiſen. Im ganzen ſind in der neuen Fortlinie 32 neue Forts und eine große Anzahl von Batterien und Reduits vorhanden. Geſchickt angelegte Gürtelbahnen vermitteln den Verkehr zwiſchen den einzelnen Werken. All dieſe Anlagen haben natürlich ungeheuere Summen verſchlungen, und immer wieder hat man ſich in Frankreich gefragt, ob dieſe enormen Kapitalien ſich auch einmal gut verzinſen würden. Das iſt bei den ungeheuren Fortſchritten der ſchweren Artillerie mindeſtens zweifelhaft. Man hielt auch Namur und Lüttich für ausreichend geſchützt, und doch haben ſie bald vor den ſchweren Geſchützen ſich ergeben müſſen. Auch die Befeſtigungen von Paris ſind durch ſie aufs äußerſte bedroht und, wenn man den jetzt ſchon möglichen Rückſchluß aus dem Fall der großen belgiſchen Feſtungen zieht, im letzten Grund illuſoriſch.

* * *

Es iſt auch jetzt ſchon klar, daß das dritte Glied des Dreiverbandes, England, ſich in ſeiner Berechnung gründlich getäuſcht hat, gerade wie Frankreich und Rußland, von den kleineren Mitläufern zu ſchweigen. Wenn jetzt ſchon die finanzielle Lage Frankreichs ſich bedenklich einer Zahlungskriſis nähert, wenn die Regierung die größten Anſtrengungen macht, um einzelne franzöſiſche große Banken zu halten, wenn die Zeichner der 3½prozentigen Rente von 1914 keine Luſt haben, weitere Einzahlungen zu leiſten, ſo hat der Krieg für England auch ein unerwartetes Geſicht angenommen. Das zeigt ſich im Kleinen, z. B. wenn die Textilinduſtriellen in Mancheſter die Stillegung von 75 Prozent aller Betriebe zum 15. September beſchloſſen und dadurch 80 000 Arbeiter brotlos werden, das zeigt ſich auch im Großen. Was England finanziell aufs Spiel ſetzt, wird klar, wenn man bedenkt, daß es 35,9 Milliarden Mark, alſo 48 Prozent ſeiner geſamten Auslandskapitalien in ſeinem Kolonialreich arbeiten läßt, während in der übrigen Welt nach Schätzungen der Mancheſter Social-Society Anfang 1913 insgeſamt 38,8 Milliarden Mark, 52 Prozent des geſamten engliſchen Auslandskapitals inveſtiert ſind. Die größten Anlagen hat England, deſſen ausländiſche und koloniale Kapitalpolitik mit einer ganz ſyſtematiſchen Nahrungsmittel- und Rohrſtoffverſorgung Hand in Hand geht, in Eiſenbahnen gemacht. Von den geſamten, nicht in England arbeitenden Kapitalien in Höhe von 74,7 Milliarden Mark (1913) entfielen allein 31 Milliarden auf Eiſenbahnen, und zwar auf koloniale Eiſenbahnen 6,3, auf indiſche allein 2,9, auf amerikaniſche 12,6 Milliarden Mark. An ausländiſche und koloniale Regierungsanleihe hat England bisher für 19,8 Milliarden Mark ins Ausland geſchickt, wovon 13,9 Milliarden Mark auf die Kolonien und 5,9 Millionen auf die übrigen Länder der Welt entfielen. Der Reſt der engliſchen Auslandskapitalien

arbeitet heute in erſter Linie in Handels- und Induſtrie-unternehmen (2,9 Milliarden), Bergwerken (5,5 Milliarden), Straßenbahnen (1,8 Milliarden), Banken (1,5 Milliarden), Kommunalanleihen (2,9 Milliarden), Landbeſitzungen (5,1 Milliarden), Elektriſche Licht- und Kraftanlagen (0,5 Milliarden), Gummiplantagen (0,7 Milliarden), Kaffee- und Teeplantagen (0,5 Milliarden), Telegraphen- und Telephonanlagen (0,8 Milliarden), Brauereien (0,3 Milliarden), Gas- und Waſſeranſtalten (0,4 Milliarden), Salpeterlager (0,2 Milliarden), Eiſen-, Stahl- und Kohlen-Unternehmungen (1,6 Milliarden Mark). Aus dieſer Aufzählung geht deutlich hervor, daß Rohſtoffproduktion und Verkehrsmittel den Grundſtock der engliſchen, ausländiſchen und kolonialen Kapitalinveſtierungen bilden, und daß aus dieſen Zweigen in erſter Linie die großen laufenden baren Einnahmen aus dem Auslande für die engliſche kapitaliſtiſche Nationalwirtſchaft fließen. Sie wurden in günſtigen Zeiten zuletzt auf 3,7 bis 4 Milliarden Mark pro Jahr geſchätzt, wobei nur eine durchſchnittliche fünfprozentige Verzinſung der Geſamtſumme der Auslandkapitalien in Höhe von 74,7 Milliarden Mark zugrunde gelegt iſt. In dem Maß, wie nun Handel und Verkehr im Lauf des Krieges zum Stillſtand kommen, werden dem engliſchen Kapitalmarkt jetzt die laufenden Zinseinnahmen aus den ausländiſchen Kapitaleinnahmen entzogen. Ein ſo vielſeitiges und wunderbar funktionierendes Räderwerk, wie es der Londoner Kapitalmarkt iſt, wurde durch den Krieg plötzlich zum Stillſtand gebracht. Wenn Grey erklärte, daß England als neutrale Macht faſt ebenſo großen Schaden erleiden müſſe, als wenn es ſich direkt am Krieg beteilige, ſo war er in einem großen Irrtum befangen: die Gefahr einer ſchweren inneren Kriſis nach der Beendigung des Krieges wird heraufbeſchworen, während gleichzeitig die großen Einnahmen, die zu ſeiner Durchführung und Beendigung not-

wendig ſind, und die in erſter Linie von außen in Form von bezahlten Außenſtänden, Kapitalzinſen u. a. einkommen ſollten, ausbleiben. So wie ſich die üblen Folgen für die Volkswirtſchaft bereits einſtellten, ebenſo wird es ſich zeigen, daß die auf das Heer geſetzten Hoffnungen ſich in keiner Weiſe erfüllen. Als man Bismarck einmal fragte, was geſchähe, wenn ein engliſches Hilfskorps für den Fall eines Krieges Deutſchlands mit Frankreich und Rußland an der Nordſeeküſte landete, gab er kurz zur Antwort: „Man ſperrt es ein.“ Man hat in England den Gedanken und Plan der Sendung eines ſolchen Hilfskorps häufig erwogen; von einer Landung an der Nordſeeküſte kam man bald ab, denn es war den Engländern bald klar, daß wir an den Küſten noch immer genug Soldaten behalten würden, um mit dieſen Korps kurzen Prozeß zu machen. Dann kam man auf den Gedanken, ein Korps in Dänemark, Jütland, zu landen und nach Schleswig marſchieren zu laſſen, aber das war ſchon wegen des Einſpruchs von Dänemark unmöglich. Nun blieb nur noch die auch durchgeführte Landung in Belgien. Aber in Antwerpen war es unmöglich, da die Scheldemündung niederländiſches Gebiet iſt und England die auch von ihm garantierte Neutralität Hollands dadurch verletzen würde. Es blieb alſo nichts als eine Landung weſtlich der Scheldemündung auf belgiſchem Gebiet oder an der nordfranzöſiſchen Küſte. Wenn nun England ein einigermaßen ſtarkes Hilfskorps auf das Feſtland werfen will, ſo muß es ſich genau darüber klar ſein, was es an leiſtungsfähigen Truppen in der Heimat entbehren kann. Wie bekannt, kennt das Inſelreich als einziger Großſtaat nicht die allgemeine Wehrpflicht. Unter Cromwell ſah es zum letzten Mal ein ſtehendes Heer, das 1689 durch Parlamentsbeſchluß für immer abgeſchafft wurde. Auch heute noch vermag das Parlament jederzeit das Heer aufzulöſen, es iſt bis zu dieſem Tag nur eine „ge-

duldete Einrichtung". Seit dem Burenkrieg, wo es völlig verſagt hatte, iſt es reorganiſiert: man muß bei ihm zwiſchen der zu Auslandsexpeditionen beſtimmten regulären Armee und der zur Verteidigung Englands beſtimmten Territorialarmee oder Miliz unterſcheiden. Die Territorialarmee hat etwa 250 000 Mann, das Expeditionsheer war auf 160 000 Mann, 52 000 Pferde, 492 Geſchütze, 180 Maſchinengewehre angeſetzt, davon die Hälfte den aktiven regulären, die andere der Armeereſerve und den Spezialtruppen entnommen. Aber ob das Expeditionsheer dieſe Stärke erreichte, iſt ſehr zweifelhaft, möglicherweiſe ſind bei dieſen 160 000 Mann bereits die Erſatztruppen eingerechnet. Das Expeditionskorps ſteht, da es ſich zum großen Teil aus Berufsſoldaten mit langjähriger Dienſtzeit zuſammenſetzt, an Ausbildung den Feſtlandstruppen kaum nach. Aber ein engliſcher Offizier klagte über den ſchlechten militäriſchen Geiſt und die ſchlechte Disziplin der Mannſchaft und den Luxus der Offiziere. Dazu kommt bei den höheren Offizieren Mangel an Gewandtheit in der Führung und Leitung größerer Truppenmaſſen, auch läßt Befehlstechnik und Aufklärung, wie die letzten großen Manöver zeigten, viel zu wünſchen übrig. Man hat auch im letzten Jahr nicht weniger als 56 Fälle von Meuterei feſtgeſtellt. Das Territorialheer kommt, wie bemerkt, für einen Krieg nicht in Betracht; die reguläre Armee erſetzt ſich aus angeworbenen Söldnern, die beim Eingehen ihres Soldvertrages zwiſchen 18 und 25 Jahren ſtehen und körperlich gut beanlagt ſein ſollen. Der in den letzten Jahren eingetretene Mangel hat aber oft dazu genötigt, die körperlichen Anforderungen herabzuſetzen. Die Angeworbenen müſſen ſich zu 12jähriger Dienſtzeit, davon 7 Jahre bei der Fahne aktiv und 5 bei der Reſerve, verpflichten. Es müſſen jährlich etwa 35 000 Mann aufgebracht werden, was bereits Schwierigkeiten machte. Die Dienſtzeit darf bei

der Fahne bei körperlicher Tüchtigkeit bis auf 21 Jahre, bis zum 42. Lebensjahr verlängert werden. Bei dem Mangel an Leuten beſteht heute die Hälfte der regulären Armee ſchon aus Leuten unter 20 Jahren. Ein großes Manko der regulären Armee beſteht weiter in dem Fehlen der notwendigen Offiziere. Auch heute noch ſind in der regulären Armee, ebenſo wie in der Territorialarmee über 3000 Offiziersſtellen unbeſetzt. Wenn England das Expeditionsheer, ſeine einzige Kolonialreſerve, auf das Feſtland ſchickt, ſo hat es, falls während des Kriegs irgendwo ein Krieg oder Aufſtand ſich erhebt, auf lange Zeit keine Truppen zur überſeeiſchen Verwendung bereit und wird auf die jedenfalls nicht billige Hilfe ſeines japaniſchen Bundesgenoſſen angewieſen ſein. Daß ein ſolcher großer, die Maſſen fortreißender Aufſtand im engliſchen Kolonialreich durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, iſt dem, der die Verhältniſſe, vor allem in Indien, verfolgt hat, ohne lange Ausführungen klar.

* * *

Die Gährung in Oſtindien, die von den Zeitungen berichtet wird, nimmt unter den Mohammedanern infolge des Erſcheinens türkiſcher Sendboten immer größere Form an. England hat ſich der Erkenntnis der ihm drohenden Gefahr nicht verſchloſſen und ſein größtes Kolonialreich nach Möglichkeit vor jeder Verbindung mit der Türkei abgeſperrt, indem es unter anderem die engliſche zwiſchen Bagdad und Baſra verkehrende Schiffahrtslinie und den daran ſich ſchließenden Verkehr zwiſchen Basra und Bombay aufhob. Es iſt auch bekannt geworden, daß die Verhältniſſe in Ägypten viel für England zu wünſchen übrig laſſen. Es hat das Land, das unter türkiſcher Oberhoheit ſteht, völlig als engliſche Kolonie betrachtet trotz des Einſpruchs des Khedive und der Vertreter der europäiſchen Mächte. Auch hat ſich

die englische Regierung den Anforderungen der Wirtschaftspolitik des Landes, wie es scheint, nicht gewachsen gezeigt. Arbeitslosigkeit und Not haben in Alexandria wie im Eingeborenenviertel von Kairo Tumulte hervorgerufen, und wenn es England nicht gelingt, dieser Hemmnisse bald Herr zu werden, so kann immerhin durch diese schwere Krise eine nationalistisch-panslawistische Bewegung heraufbeschworen werden. Welche Macht die Mohammedaner in Indien besitzen, läßt sich zahlenmäßig ziemlich klar ausdrücken. Das britische Kaiserreich mit Birma, die Schutzstaaten mit Kaschmir, die Kronkolonie Ceylon zählt auf 4 865 400 Quadratkilometer eine Bevölkerung von 319 935 800 Menschen. Die französischen, portugiesischen Besitzungen und Nepal zählen nicht ganz 6 Millionen, kommen also neben dem englischen Besitz kaum in Betracht. Nach dem Bekenntnis zerfällt die Völkermenge in 217,6 Millionen Hindus, 66,6 Millionen Mohammedaner, 11,9 Millionen Buddhisten und Jains, 3,9 Millionen Christen, 3,0 Millionen Sikhs. Es gibt unter ihnen nur 121 148 Nicht-Asiaten und darunter 76 000 Briten. Im Jahre 1910 war eine Auswanderung von 15 439 Kulis zu verzeichnen. Man bemerke nun den hohen Prozentsatz der Mohammedaner in der Bevölkerung Vorderindiens. Diese Masse wird jetzt durch die türkischen Sendboten bearbeitet, erregt, entflammt. Es ist wie ein Feuer unter der Asche, das, wenn diese durch einen Sturm fortgefegt ist, plötzlich auflodern und sich rasch verbreiten kann. Dieser englische Kolonialbesitz ist der umfangreichste und einträglichste. Von den 1587,1 Millionen Mark Einnahmen bringt die Opiumsteuer 72,4, das Salzmonopol 68,6 Millionen Mark. Von den 1584,3 Millionen Mark Ausgaben beansprucht Heer und Polizei 408,3, die Bewässerung 66,3 Millionen Mark. Einer Einfuhr von 2672,6 Millionen Mark steht eine Ausfuhr (von Jute, Baumwolle,

Reis, Getreide, Thee, Opium, Leinſamen, Häute, Indigo, Kaffee, Zucker, Gewürze, Chinarinde, Hölzer, Elfenbein, Perlen, Edelſteine) von 3285,8 Millionen Mark gegenüber. Das Eiſenbahnnetz faßt 55 890 km. Das Land hat ſich ſtets der beſonderen Aufmerkſamkeit Englands erfreut, das ſeinen Wert zu ſchätzen und ſtändig zu erhöhen wußte. Daß England, wie ein Kenner ſchreibt, ſich in hervorragendem Maß in Indien kulturell betätigt hat, wird niemand leugnen, der einmal den Fuß in das Land geſetzt hat: Indien iſt ja kein einheitliches Land, bewohnt von einem einheitlichen Volk mit gemeinſamer Sprache oder gemeinſamem Sprachſtamm und gleichartiger Kultur. Die verſchiedenartigſten Raſſen, Sprachen und Religionen mit den ſchärfſten Gegenſätzen miſchen ſich hier. Ein bewundernswertes Kunſtſtück alſo hat England vollbracht, wenn es dieſe Verſchiedenheiten und Kontraſte zu einem kolonialpolitiſchen Ganzen zuſammenfügte. Freilich das Gute, das England für Geſittung und Wirtſchaft des Landes vollbrachte, tat es nur inſoweit, als ſeine eigenen Intereſſen darunter nicht litten. So hat es kurzerhand die Rieſenlaſten des Militär- und Beamtenbudgets, gegen eine Milliarde Mark, auf die Schultern Indiens gewälzt, ſo daß man oft genug von einer Ausſaugung geſprochen hat. Denn Indien hat nicht nur die Mittel für die Erhaltung des Militärs im Lande aufzubringen, ſondern auch die für alle größeren kriegeriſchen Expeditionen der indiſchen Armee, ſo gegen die Somalivölker, gegen Tibet, ja ſogar bei der Beteiligung Englands an der Almaexpedition der Großmächte. England hat Eiſenbahnen und Straßen gebaut, hat bedeutende Arbeiten zur künſtlichen Bewäſſerung weiter Flächen in die Wege geleitet und ſo Indiens wirtſchaftliches Leben geſtärkt. Freilich, wo engliſche Intereſſen in Frage kamen, hat es keinen Handſchlag zur Hebung indiſcher Induſtrie getan. Indiſche Waren müſſen bei der

Einfuhr nach England einen hohen Zoll bezahlen, während die aus England kommenden Industrieerzeugnisse frei nach Indien laufen und so manchen Zweig indischer Gewerbsamkeit zerstörten. So kam es, daß Indien, einst das Land prächtiger Baumwoll- und Seidenweber, heute nur armselige Reste dieser Produktionen aufweist. England hat die schlimmsten religiösen Mißstände wie das Witwenverbrennen und das Töten neugeborener Mädchen im Lauf der Jahrzehnte zu beseitigen gewußt. Man macht den Engländern nun zum Vorwurf, daß sie nicht tiefer in die Sitten des Volkes zur Bekämpfung von Seuchen eingriffen, so z. B. gegen das tägliche Baden von Hunderttausenden von Menschen in den von Schmutz und ansteckenden Stoffen durchsetzten heiligen Wassern des Ganges. Die englische Regierung weiß aber wohl, daß eine solch sanitäre Maßregel die Wut von Millionen von Hindus entfesseln würde, die sich durch solches Verbot den Weg zu ihrem Himmel abgeschlossen sehen möchten. England hat wohl, was Erziehung und Unterricht betrifft, Ansehnliches zu schaffen gewußt, aber es schob zwischen den Engländer und zwischen den Inder, und wenn er auch noch so gebildet und aus noch so altem Geschlecht war, eine unüberschreitbare Schranke, um sich als Herrenvolk unbestritten zu erhalten. Die mit der europäischen Zivilisation vertrauten Junghindus sind aber die schärfsten Gegner Englands geworden, während das Hinduelement der alten unwissenden Generationen noch die besten Stützen Englands bildet, die Sikhs des Pendschab, die bei dem Organisationswerk des indischen Kaiserreichs mitgeholfen haben, in einem Reich von 300 Millionen gegen 75 000 europäische Soldaten. Die Junghindus studierten vielfach an englischen Universitäten und wurden hier mit der westeuropäischen Kultur bekannt. Nach der Heimat zurückgekehrt, finden sie nicht die ihrem Bildungsgrad und Ehr-

geiz entsprechenden Stellungen und bilden somit eine sehr ernsthafte Gefahr. Sie versuchen Beamtenstellungen zu erhalten, aber diese und vorzugsweise die höheren sind doch den Weißen, d. h. den Engländern vorbehalten. 800 englische Staatsbeamte in Indien erhalten zusammen ein jährliches Einkommen von 238 Millionen Mark, während 150 000 Hindubeamte mit 55,25 Millionen Mark jährlich auskommen müssen, das ist ein durchschnittlicher Jahresgehalt von 425 Mark pro Mann. — Eine gleich starke Gefahr wie von den Mohammedanern droht den Engländern von den 14 Millionen Brahmanen, die bereits heute eine Art heiligen Krieg gegen die englische Herrschaft predigen. Auch die fortgesetzte Zersetzung des 3000 Jahre alten Kastenwesens hat in den letzten Jahren so starke Fortschritte gemacht, daß zum Beispiel in Städten wie Benares und Madras vor kurzem Hindus mohammedanische Vertreter gewählt haben und Mohammedaner ihrerseits wieder für die Wahl einer Anzahl Hinduvertreter eingetreten sind. Dieser Kastenzersetzungsprozeß zeigt sich besonders deutlich im Punjagebiet, wo bisher das starre Kastenwesen eine der wirksamsten Stützen der englischen Herrschaft war. Überall weist die „Geheime Gesellschaft" die Spuren ihrer revolutionären Arbeit auf. Die Tatsache, daß die englische Polizeigewalt sich nicht mehr als fähig erwiesen hat, den Gewaltakten der letzten Jahre Einhalt zu gebieten, zeigt, daß sie mit der geheimnisvollen Arbeit der „Geheimen Gesellschaft" nicht genügend vertraut ist. Daß die Inder, wenn es notwendig werden sollte, selbst nicht vor Bluttaten zurückschrecken, hat trotz der strengen Prozeßzensur, die die Engländer in Indien im Lauf der letzten Jahre noch erheblich verstärkt haben, noch Ende Mai 1914 eine eine führende Rolle in der Eingeborenenpresse spielende Zeitung Kalkuttas zum Ausdruck gebracht: „Wenn die ganze indische Nation inspiriert wird, das eng-

lische Joch abzuwerfen, dann mag es in Gottes Namen geschehen. Wessen Ansprüche sind gerechter, die unsrigen oder die der Engländer? Wir Inder sind bereit, selbst in einem See von Blut zu schwimmen, wenn wir nur unser Ziel erreichen. Die Herrschaft der Engländer über Indien ist tatsächlich nichts mehr als ein Phantom." Man darf nun keineswegs annehmen, daß die geheimen Banden, die zur Zeit in Indien arbeiten, vorwiegend aus fanatischen und unzuverlässigen, leicht erregbaren Eingeborenen bestehen, sondern hinter ihnen steht eine respektvolle Organisation, die ihre Spitze in der Person des Brahmanen Tilak gefunden hat. Man bezeichnet ihn nicht mit Unrecht als den erfolgreichsten Pionier der geheimen Gesellschaften und als einen der besten Organisatoren, die Indien bisher besessen hat. Die Bombayer Ausschreitungen haben zum ersten Mal den Schleier gelüftet und einen Einblick gegeben in die sorgfältig vorbereiteten Pläne dieses Brahmanen, der mit seinen „Turnschulen" für die Jugend unter dem Deckmantel körperlicher Schulung halbmilitärische Organisationen schuf, die später als National-Volonteers bezeichnet wurden. Diese waren seinerzeit in weitem Umfang an den Unruhen beteiligt, und man weiß sehr gut, daß sie auch heute noch militärische Übungen abhalten, aber die englischen Behörden scheinen diesen verschleierten militärischen Organisationen immer noch ziemlich sorglos gegenüberzustehen. Übrigens sind hier nicht allein die unteren und ungebildeten Schichten der indischen einheimischen Bevölkerung allein beteiligt, sondern auch zahlreiche Gebildete fördern, mehr oder minder angesteckt, die Wühlarbeit gegen die Engländer. Merkwürdig genug befindet sich der Herd der indischen Aufstandsbewegung heute nicht mehr in Indien selbst. Vielmehr stehen verschiedene Zentren in England und in den Vereinigten Staaten durch „unterirdische Kabel" mit den geheimen Gesellschaften in

Indien in Verbindung. Ein ſolches Zentrum in England war zum Beiſpiel das „India-House“ in London. Die engliſchen Behörden haben jedoch dieſe Stelle im Laufe der letzten Jahre ſo ſcharf beobachten laſſen und jeden kommenden und gehenden Inder ſo ſtreng überwacht, daß ſelbſt bisher unbeteiligte Inder infolge häufigen zu ſtrengen Vorgehens und auf Grund der Behandlung, die ſie von den engliſchen Behörden erfuhren, zu Mitgliedern der „Geheimen Geſellſchaft“ geworden ſind. Die Folge der ſcharfen Beobachtungen in England ſelbſt war, daß ſich auf amerikaniſchem Boden eine Anzahl neuer Zentren, beſonders in Kalifornien, gebildet hat. Die Arbeit dieſer Zentren wird publiziſtiſch durch das Organ „Free Hinduſtan“, das in zahlreichen großen Städten des nordamerikaniſchen Weſtens verbreitet wird, gefördert. Die Gefahr dieſer der engliſchen Rechtſprechung und Aufſicht entzogenen Organiſationen liegt in dem Umſtande begründet, daß ſie revolutionäre Litteratur unter die Sepoys verteilen laſſen, während gleichzeitig viele Sikhs, alte Soldaten, an den kaliforniſchen Küſten für die radikalen Ideen der „Geheimen Geſellſchaft“ gewonnen wurden, in der Abſicht, durch ſie dieſe Ideen ſpäter bei den Angehörigen der engliſchen Regimenter in Indien verbreiten zu laſſen. Eine der wichtigſten dieſer indiſchen Organiſationen in Kalifornien heißt der „Jungindienverband“. Er hat es ſich anſcheinend zur Aufgabe gemacht, Waffen und Exploſionsſtoffe nach Indien zu ſchmuggeln. Die Wirkſamkeit dieſer Banden trat ſchon während der letzten großen bengaliſchen Unruhen wiederholt in einer für England bedenklichen Form in Erſcheinung. Schon damals wies Lord Morley darauf hin, daß, wäre ein gewiſſer Führer nicht verhaftet und forttransportiert worden, die ſämtlichen Sikhregimenter ſich in derſelben Nacht aufgelehnt hätten. Man darf wohl ſagen, daß ſeit etwa zehn Jahren, ſeit dem Siege

Japans über Rußland, die jungindische Bewegung an Ausdehnung und Stärke ganz erheblich gewonnen hat. Seit dieser Zeit ist das Selbstgefühl und das Selbstbewußtsein der Hindu, überhaupt der Bevölkerung Ostindiens, sehr gewachsen: es gab also eine asiatische Macht, die einen großen europäischen Gegner niederzuwerfen imstande war. England hat sich bei so vielen Verdiensten um das Land, die nicht geleugnet werden können, niemals der Sympathie oder gar der Liebe der Eingeborenen zu erfreuen vermocht; denn das Volk fühlte deutlich, daß alles nur im englischen Interesse geschähe. Das große indische Problem ist ein Weltproblem. Achtzig Prozent der gesamten Bevölkerung widmen sich ausschließlich der Landwirtschaft; und diese Massen von 240 Millionen wurden durch die Steuern — drei Viertel des Einkommens eines jeden Landmanns fließt in die englische Staatskasse — zu Grunde gerichtet. Hunger und Pest wüten oft im Land. In vierzig Jahren, von 1860 bis 1900, hat die Pest allein 30 Millionen dahingerafft, und in den letzten 14 Jahren an 6 Millionen. Das soziale Elend wird jetzt noch durch die revolutionäre Propaganda vermehrt. Alles ist in Gärung. Einsichtige Engländer können sich über die in Indien herrschenden Verhältnisse nicht täuschen, und einer von ihnen, der frühere Minister Burns, durfte seine große Rede am 14. August 1914 in London, in der er die Gründe seiner Mißbilligung der englischen Kriegspolitik auseinandersetzte, mit den Worten schließen: „Kaiser Wilhelm verkündete bei seinem Einzug in Tanger, er käme als Freund der Mohammedaner — 250 Millionen Mohammedaner zittern für deutsche Siege und werden ihre Ketten wie Kinderspielzeug abschütteln, wenn Deutschland siegt. In englischen Dominions wohnen über hundert Millionen Mohammedaner. Die Fahne Mohammeds wird vorangetragen werden, wenn die Flammen des Aufruhrs in Indien hoch-

ſchlagen. Man wird den heiligen Teppich aus der Kaaba holen und ihn vorantragen, wenn ein zweiter Mahdi erſteht und über die Leichen der in Khartum ſtehenden engliſchen Truppen die Idee der Erweckung des Volkes Mohammeds nach Ägypten trägt."

* * *

Als man den berühmten Marſchall Trivulzio fragte, was zum Krieg gehöre, erklärte er mit immer ſtärkerem Nachdruck: „Geld, Geld, Geld!" Und Friedrichs des Großen Antwort auf die Frage, wer zum Sieg helfe, lautete: „Der liebe Gott iſt immer mit die ſtärkſten Regimenter." Die Erwiderung beider Feldherrn ſagt dasſelbe. Das Kriegsſpiel wird erfolgreich zu Ende geführt, wenn Geld zur Genüge vorhanden iſt. Erfolge im Krieg können am beſten, vielleicht allein nur ziffernmäßig dargeſtellt werden. Ein Staat mit erſchöpfter Finanzmacht wird ſelbſt bei erleſenem Menſchenmaterial nur mit Mühe ſich behaupten können: Geld iſt im Krieg letzten Endes der „Nerv der Dinge", ein Wort, das man in verſchiedenſter Wandlung aus dem Mund von Staatsmännern und Kriegführern aller Jahrhunderte immer wieder vernommen hat. Der Krieg iſt im Laufe der Zeit immer koſtſpieliger geworden. Er fordert, mit den Fortſchritten der Technik anſpruchsvoller geworden, immer größere Opfer an Blut und Gold. Die modernen Kriegsmittel ſind ebenſo kompliziert wie teuer. Ein jedes von ihnen wird mit jedem Jahr mehr ausgebaut und verfeinert. Wie einfach, nur im Hinblick auf die Kriegsmittel, ſind die Feldzüge Napoleons gegen die unſerer Zeit! Das Material an Menſchen war für ihn das bedeutendſte und teuerſte. Die großen Ausgaben für Eiſenbahn, Luftſchiff, Marine, um nur ſie zu nennen, fielen für ihn fort. Wir können heute mit Hilfe der ſorgſam ge-

pflegten Statistik uns eine Vorstellung davon machen, welch ein Unterschied hinsichtlich der Kosten zwischen den Kriegen der letzten Jahrzehnte und dem großen deutsch-französischen Feldzug von 1870 ist. Auch er, so bedeutend und erfolgreich er war, erscheint uns im Vergleich zu dem heute entbrannten Krieg klein, wie groß auch seine Opfer gewesen sind. Was Frankreich an Menschenverlust erlitt, hat man insgesamt auf 21 500 Offiziere und 702 000 Soldaten (an Toten 80 000 Mann), seine Kriegsausgaben auf 1088 Millionen Mark berechnet; den Gesamtverlust Deutschlands beziffert man auf 6247 Offiziere und 123 400 Soldaten, worunter etwa 40 080 Tote, seine Kriegskosten auf 1550 Millionen Mark. Der deutsch-französische Krieg war im Verhältnis zu dem 31 Monate dauernden südafrikanischen Feldzug kurz. Er kostete England 44 700 Mann und 4220 Millionen Mark. Der kürzere, nur anderthalb Jahre währende russisch-japanische Krieg brachte Japan eine Einbuße von 135 000 Mann und 4060 Millionen Mark, seinem Gegner kostete er an Soldaten 350 000 und 6 Milliarden Mark.

Diese Summen, die der Krieg zwischen nur zwei Mächten verschlang, erlauben uns, einen Schluß auf die Kosten eines Weltkrieges zu ziehen. Ein Reichsrat in Österreich-Ungarn erklärte, man werde, die Summen für Pensionen, Entschädigungen und andere sich aus dem Krieg ergebende Ausgaben ungerechnet, täglich 10 Mark für jeden Soldaten brauchen. Danach würde, wenn zwei Millionen Soldaten mobil gemacht würden, ein halbjähriger Krieg bereits 3600 Millionen Mark kosten.

Im modernen Krieg sind, wie man mit Recht gesagt hat, alle Maßstäbe so ungeheuerlich gegen früher vergrößert, daß man, wenn man sie sich einmal in nüchternen Zahlen vergegenwärtigt, zu geradezu schwindelnden Ergebnissen gelangt. Ganz besonders erstaunlich sind die Zahlen, die man

erhält, wenn man die Versorgung eines modernen Heeres mit Lebensmitteln ins Auge faßt. Man berechnet den Tagesbedarf für den Mann auf 1150 Gramm, und zwar 750 Gramm Brot, 200 Gramm Fleischkonserven, 150 Gramm Gemüsekonserven und je 25 Gramm Kaffee und Salz. Des weiteren aber muß man auch die Tagesrationen für die Pferde in Betracht ziehen. Sie beträgt für jedes Tier 6 Kilogramm Hafer, 2,5 Kilogramm Heu und 1,5 Kilogramm Futterstroh. Danach kann man sich ein Bild von dem machen, was eine Armee an einem Tag verzehrt. Wenn man ein Heer von 50 000 Mann ins Auge faßt, zu dem 20 000 Pferde gehören, so bedarf das Heer für die Menschen täglich 57 500 Kilogramm an Nahrungsmitteln, während der Bedarf für die Pferde auf 200 000 Kilogramm für den Tag anzusetzen ist. Nun würde man aber eine Ansammlung von 50 000 Mann kaum ein Heer im Sinn der modernen Riesenkämpfe nennen. Denken wir aber an ein Heer von 150 000 Mann nebst dem dazugehörigen Pferdematerial, so wird dies Heer jeden Tag 172 500 Kilogramm für die Menschen und 600 000 Kilogramm für die Pferde, zusammen also 772 500 Kilogramm an Nahrungsmitteln im Tag verbrauchen.

Ein englischer Finanzier hat die Summe, die Deutschland in den ersten sechs Wochen nach der Kriegserklärung aufzubringen hatte, auf 2450 Millionen Mark angesetzt. Fest steht jedenfalls, daß die Ausgaben eines großen Staats im Krieg während des ersten Vierteljahrs auf mindestens zwei Milliarden Mark angesetzt werden müssen. Das aber sind nur die direkten Aufwendungen. Man kann daraus ohne Mühe eine ungefähre Aufstellung der Kosten sich machen, die der Krieg für die Großmächte bildet. Dazu kommt dann der Materialschaden, den der Staat allein an der Wehrmacht erleiden kann. Man denke nur an die Zerstörung der millionenteuren Festungen und Flotten! Es steht fest, daß das deutsche

Unterseebot U 9 durch die Vernichtung der drei englischen Kreuzer Großbritannien einen Schaden von 60 Millionen, und der Kreuzer Emden durch die Versenkung von sechs Dampfern im Golf von Bengalen einen Schaden von 18 Millionen Mark zugefügt hat. Das sind nur einige Beispiele. Man weiß auch, welche große Summen die Bauten der Festungen von Namur und Lüttich verschlungen haben. — Verlöre z. B. England seine Flotte, so würde, nach der Berechnung Crammonds, ihr Wiederaufbau zwei Milliarden Mark kosten.

In die Kosten eines Krieges müssen auch die Verluste des Handels, des Gesamtvermögens des Landes eingestellt werden, die selbst bei glücklichem Ausgang des Kampfes ungeheure sind. Nähme man z. B. das Gesamtvermögen Englands mit 160 Milliarden Mark an, so dürfte die Herabsetzung dieser Summe durch einen Krieg mit mindestens zehn Prozent angenommen werden; das ergäbe eine Wertherabsetzung von 16 Milliarden.

Dann wird im Krieg der Handel gänzlich lahmgelegt, ein Verlust von ungefähr zwei Milliarden für England, wie Crammond feststellt.

Die Statistik liefert uns mit möglichster Genauigkeit das Zahlenmaterial für Handel und Verkehr, für Ein- und Ausfuhr. Wir vernehmen, daß das Deutsche Reich im Jahre 1912 einer Einfuhr von Getreide, Baumwolle, Wolle, Häuten und Fellen, Droguen, Kohlen, Holz, Kaffee, Seide, Kautschuck, Sämereien, Garn, Tabak, Metallen im Wert von 10 691,4 Millionen Mark; eine Ausfuhr von Eisenwaren, Kohlen, Maschinen, Baumwollwaren, Chemikalien, Wollwaren, elektrotechnischen Erzeugnissen, Kurzwaren, Zucker, Seidenwaren, Büchern, Eisen, Papier, Farben, Lederwaren, Instrumenten usw. im Werte von 8956,8 Millionen Mark entgegengestellt.

Ähnliche Zahlen treffen wir bei den andern Großmächten: Der Einfuhr Frankreichs von 7847,9 Millionen Mark ſteht die Ausfuhr von 6409,8 Millionen Mark gegenüber. Bei Rußland beziffert ſich die Einfuhr auf 2581,1 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 3660,2 Millionen. Selbſt bei einer Macht zweiten Ranges wie Spanien handelt es ſich noch um außerordentliche Summen (Einfuhr 912,5, Ausfuhr 916,8 Millionen Mark).

Der Schaden, den der Handel bei einem Weltkrieg erfährt, iſt nur annähernd zu ſchätzen. Die Verhältniſſe ſind für jeden Denkenden und Einſichtigen zu überſehen. Der Verkehr über See iſt für die Kriegführenden, ſoweit ſie ihre Handelsſchiffe nicht durch ihre Flotte aufs nachdrücklichſte zu ſchützen vermögen, unmöglich. Die allgemeine Ungewißheit über Ende des Krieges und Frieden lähmt jede Unternehmungsluſt. Das Geld iſt rar. Niemand weiß, was der Krieg noch an Opfern fordert. Man erwartet den Ausgang. Die Grenzen ſind geſperrt. Man kann einen eventuellen Überfluß an entbehrlichen Dingen nicht eintauſchen gegen das, was wir bis dahin zu brauchen gewohnt waren. So iſt es überall: Fülle und Mangel. Der Handel, der den Ausgleich vermittelt und ſchafft, iſt tot. In Kriegszeiten wird das auch jedem, der ſonſt ſich nicht derartigen Betrachtungen hinzugeben pflegt, man möchte ſagen körperlich, am eigenen Leibe klar. So wird man denn auch nicht verwundert ſein, wenn man hört, daß ein Weltkrieg, der nur ein Jahr dauert, dem allgemeinen Handel einen Schaden von 10 Milliarden Mark zufügt.

IV.

Der Generalquartiermeiſter / Feldpoſt / Rotes Kreuz / Der Kriegsberichterſtatter / Kriegsorden / Kriegsgefangene

Der Generalquartiermeiſter war früher ein mit den Anordnungen zur Unterbringung der Truppen betrauter höherer Offizier, dann nach der Bildung von Generalquartiermeiſterſtäben der Chef eines ſolchen, und nach ihrer Erweiterung zum Generalſtab in manchen Heeren im Feld noch neben dem Chef des Generalſtabs mit beſonderen Obliegenheiten beauftragt. Heute intereſſiert er uns vornehmlich deshalb, weil er es iſt, der die Depeſchen vom Kriegsſchauplatz redigiert. Wenn der Generalquartiermeiſter bei den meiſten Heeren nur während eines Feldzuges amtiert, ſo hatte doch Preußen für die Jahre 1881 bis 1888 auch während des Friedens einen Generalquartiermeiſter als Stellvertreter des Chefs des Generalſtabs der Armee, zur Entlaſtung Moltkes, nach deſſen Rücktritt die Stelle des Generalquartiermeiſters wieder fortfiel und vier Oberquartiermeiſterſtellen geſchaffen wurden. Der rangälteſte Oberquartiermeiſter, meiſt ein General der Kavallerie oder Infanterie, gleich den andern zum Generalſtab der Armee gehörig und Chef der Landesaufnahme, wurde 1896 zum Generalquartiermeiſter ernannt. Die Vertretung des Generalſtabs im Frieden führt lediglich der Chef des Generalſtabs, der deshalb auch alle Schriftſtücke ſelbſt unterzeichnet, während im Krieg das Große Hauptquartier gebildet wird, das die oberſte Leitung der Operationen übernimmt. Dazu tritt der Generalſtabschef als Chef des Generalſtabs des Feldheeres. Die im Frieden vorhandenen Oberquartiermeiſter werden anderweit verwandt, ihre Stellung geht ein. Dafür wird für die Dauer des Krieges ein Generalquartiermeiſter ernannt, der der erſte Gehilfe und der unmittelbare Beiſtand des Generalſtabschefs iſt, namentlich den Chef von allem entlaſten ſoll, was nicht in direktem Zuſammenhang mit den Operationen ſteht, beſonders den inneren Dienſt des Generalſtabs im Großen Hauptquartier regelt, überwacht, und den ganzen

Schriftverkehr leitet, der dafür ſorgt, daß die vom Chef des Generalſtabs vorgeſchlagenen und vom oberſten Heerführer genehmigten Entſchlüſſe in Form von Befehlen und Direktiven in richtiger Art und Weiſe an die unterſtellten Armeeführer und Verwaltungsbehörden gelangen. Dadurch von allen unnötigen Einzelheiten befreit, kann ſich der Generalſtabschef ganz ſeiner vornehmſten Aufgabe widmen, eine mit dem Anwachſen der Heere noch wichtiger gewordene Entlaſtung, zumal wenn der Krieg nach zwei Fronten geführt wird. Die Abteilungen im Großen Hauptquartier, auf die zahlreiche Generalſtabsoffiziere verteilt ſind und von denen in der einen die auf die Operationen bezüglichen Angelegenheiten bearbeitet werden, während die zweite die Nachrichten ſammelt und ſich ein möglichſt zutreffendes Bild von der Lage des Gegners zu machen ſucht und die dritte den Nachſchub und die rückwärtigen Verbindungen bearbeitet, unterſtehen unmittelbar dem Generalquartiermeiſter. Wenn auch weſentlich verändert und verkleinert, bleibt der Generalſtab in Berlin beſtehen mit der Bezeichnung „Stellvertretender Generalſtab“. Ihm obliegt auch nach dem Abrücken der Truppen noch die Erledigung zahlreicher Geſchäfte, ſo das Eiſenbahntransportweſen im Inland, die Herſtellung der Kriegskarten. Auch die zum Teil aus inaktiven Offizieren beſtehende kriegsgeſchichtliche Abteilung ſetzt ihre Tätigkeit fort. Andere Abteilungen wie die Preſſeabteilung, die Beſtimmungen trifft, welche Nachrichten veröffentlicht werden dürfen und die für die Preſſe beſtimmten Mitteilungen verfaßt, werden ſogar neu errichtet oder erweitert. Es iſt bekannt, daß Siebzig der Generalleutnant von Podbielski Generalquartiermeiſter war, der die für die Öffentlichkeit beſtimmten Telegramme aus dem Großen Hauptquartier redigierte, unterſchrieb und vor allem durch die ſtändig wiederkehrende Redewendung: „Nichts Neues vor Paris“ be-

kannt wurde; ſeine Abteilungschefs waren damals die Oberſtleutnante Bronſart von Schellendorf, der ſpätere Kriegsminiſter, von Verdy du Vernois, gleichfalls ſpäter Kriegsminiſter, und von Brandenſtein, nachmals Generalinſpekteur der Feſtungen und Ingenieure; wie man ſieht, alles bedeutende Männer.

Wenn der Generalquartiermeiſter gewiſſermaßen durch ſeine Depeſchen vom Kriegsſchauplatz das geſamte Volk von der augenblicklichen Lage unterrichtet, ſo läuft neben dieſen amtlichen Berichten eine Reihe von andern rein privater Natur, die Briefe und Karten, die die im Feld Stehenden heimſenden. Ihre Übermittlung wie die der Poſtſendungen aus der Heimat obliegt der Feldpoſt.

* * *

Wer bezweifelt, ſagt der Generalpoſtmeiſter und glänzende Reformator des deutſchen Poſtweſens, Stephan, einmal, daß durch die Regelmäßigkeit unſerer Feldpoſt das Band zwiſchen der Armee und dem Vaterlande feſter geknüpft, daß die Begeiſterung für die hohen Güter, denen der Krieg gilt, dadurch beſtändig rege gehalten wurde, den möchte ich bitten, mir einen Augenblick auf die Straßen von Sedan zu folgen. Dort bekundeten die gefangenen Franzoſen, ſie hätten ſeit ihrem Ausrücken keinen Brief aus der Heimat erhalten, und dieſes Fehlen jeglicher Nachrichten von den Angehörigen habe zu ihrer Niedergeſchlagenheit nicht wenig beigetragen. Und an anderer Stelle hören wir von Stephan das Wort: „Behandeln Sie jeden Feldpoſtbrief wie ein Kind, das Ihrer Sorgfalt anvertraut iſt.“ Das Bedürfnis nach Einrichtung einer Feldpoſt war naturgemäß ſchon im Altertum vorhanden, und man kennt auch eine ganze Reihe von Einrichtungen von Feldpoſten im Morgen- und Abendland, aber ſie alle waren politiſch-militäriſcher Natur und bildeten ſich nicht

zu einem regelrechten Verkehrsmittel aus. Erſt ſpät nach Einrichtung regelmäßiger Poſten, wie man treffend ſagte, trat eine genügende Entwicklung des Feldpoſtdienſtes ein: Mit der Thurn- und Taxisſchen Reichspoſt ſtand das kurbrandenburgiſche Poſtweſen in regſtem Wetteifer und gelangte unter dem Großen Kurfürſten zu erheblicher Bedeutung. Brandenburg war auch der erſte Staat, der die Grundlagen zu der jetzigen Feldpoſteinrichtung legte. Ein förmliches Feldpoſtamt wurde zuerſt während des Nordiſchen Krieges unter Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1716 eingerichtet. Es folgte der Armee und hielt durch reitende Poſtillone eine regelrechte Verbindung mit dem nächſten Poſtkurs aufrecht. Die Briefe wurden von den Truppenteilen durch beſonders Kommandierte abgeholt und durften nur dieſen ausgehändigt werden; dagegen war es jedem Soldaten überlaſſen, ſeine Briefe unmittelbar bei dem Feldpoſtamt aufzugeben. In dem Siebenjährigen Krieg wurden die Einrichtungen weiter ausgebildet. Jedem Armeekorps war ein Feldpoſtamt im Hauptquartier zugeteilt, dem verſchiedene Feldpoſtexpeditionen unterſtanden, und das zeitweiſe auch die in der eroberten Provinz Schleſien vorhandenen Kaiſerlichen Reichspoſtämter verwaltete. Beim Ausbruch des bayeriſchen Erbfolgekrieges 1778 wurde ein zahlreiches Felddienſtkorps eingerichtet. Es beſtand aus Feldpoſtmeiſtern, Feldpoſtſekretären, Briefträgern, Boten und Poſtillonen und erhielt eine umfaſſende Inſtruktion für den Feldpoſtdienſt, da anzunehmen war, daß ſich der Krieg weit von der Heimat entfernt in Süddeutſchland abſpielen würde. Während der Befreiungskriege trat die Feldpoſt zur rechten Zeit in Tätigkeit, nachdem ſeit mehreren Jahren nach einem von dem General Gneiſenau und dem Generalpoſtmeiſter von Seegebarth ausgearbeiteten Plan die Mobilmachung für jedes Korps ſorgfältig vorbereitet war. Im Jahre 1813 hatte jedes preußiſche Korps ein Feldpoſtamt und für jede Brigade Felderpeditionen.

Aber wenn auch die Einrichtung noch ſo trefflich war, ſo mußte man doch mit einer ſehr langſamen Beförderung rechnen: für die Strecke von Paris nach Berlin oder umgekehrt brauchte ein Brief zwölf Tage. Ein vollſtändiger Umſchwung der Verhältniſſe läßt ſich erſt mit der Revolution im geſamten Verkehrsweſen durch Eiſenbahn und Telegraph feſtſtellen. Durch ſie wurde auch die Feldpoſt gänzlich umgeſtaltet. Mit dieſer neuzeitlichen Wandlung verglichen, muten die früheren Verhältniſſe mittelalterlich und rückſtändig an. Während des Krieges von 1866 liefen durch die Feldpoſt täglich gegen 30 000 Briefe von und zum Heer. Die Erfahrungen, die man in dieſer Zeit machte, wurden ſorgfältig geſammelt und gebucht und boten die Unterlage für die im folgenden Jahr ausgearbeitete und in allen Punkten gründlich durchdachte Dienſtordnung für die Feldpoſtanſtalten.

Ihre glänzende Ausgeſtaltung aber knüpft ſich an den Namen des Generalpoſtmeiſters Stephan. Er hat die Feldpoſt auf die Höhe gebracht, auf der ſie heute, unerreicht durch die eines andern Volkes ſteht. Als der Krieg 1870 begann, wurden auch Stephan und die Seinen mobiliſiert. In vierzehn Tagen ſollte er mit ſeinen Vorbereitungen fertig ſein. Er aber dank der ausgezeichneten Organiſation brauchte nur neun und konnte ſchon am 24. Juli ſeine Vorarbeiten für beendet erklären. Es mußte mit einem gewaltigen Verkehr gerechnet werden, und ſo wurden Sammelſtellen eingerichtet, in Berlin, Hamburg, Leipzig, Kaſſel, Köln, Frankfurt a. M. und Saarbrücken mit einem großen Stab von Beamten, die bis zum Äußerſten in Anſpruch genommen waren. Heute, wo z. B. ein Poſtamt in München allein mit einer Schar von hundert Beamten den Feldpoſtverkehr verſieht, will es nicht ſonderlich hoch erſcheinen, wenn uns berichtet wird, daß die Sammelſtelle Berlin 150 Beamte beſchäftigte, aber vor 40 Jahren war das ſchon eine ſtattliche Zahl. Und dieſe eine

Sammelſtelle hatte täglich gegen 130 000 Briefe und 3000 Geldbriefe zu bewältigen. Anfangs waren nur Briefe bis zu einem Gewicht von einem halben Pfund erlaubt, keine Pakete. Natürlich machte man ſich das außergewöhnlich hohe Gewicht der Briefe zu Nutze und ließ durch ſie alles befördern, was man anders nicht ſenden konnte: außer Eßſachen, wie Wurſt und Schinken, verpackte man in ihnen Zigarren, Strümpfe, Unterhoſen u. a. m. In den Dienſt der Beförderung wurde alles geſtellt, was möglich und ſonſt entbehrlich war; einzelne Lokomotiven, Draiſinen, Kohlenzüge nahmen die Sendungen mit. Als, beſonders ſeit September 1870, die Operationen der deutſchen Heere ſich über eine Fläche von 170 000 Quadratkilometern erſtreckten, mußte die Feldpoſt all ihre ganze Kraft aufbieten, um allen Anforderungen ſeitens des Heeres und der Daheimgebliebenen zu genügen. Auf den Schlachtfeldern ſammelten ihre fliegenden Büros die Briefe ein. Für die Verwundeten, die es ſelbſt nicht vermochten, wurden die Karten geſchrieben. An bedrohte Punkte ſandte man ſtarke Trupps von Pferden, Poſtillonen und zahlreichen Fahrzeugen. Es iſt natürlich, daß die Feldpoſt nicht ungeſtört arbeiten konnte. Wie oft kam es vor, daß einzelne Beamte oder ganze Poſtbeförderungen von Freiſchärlern überfallen, geplündert und niedergemacht wurden! Für die dadurch erlittenen Verluſte wurden die Dörfer, in denen oder in deren Nähe es geſchah, haftbar gemacht. Auf allen Etappenſtraßen der deutſchen Heere in einer Ausdehnung von 5100 Kilometern wurden regelmäßige, meiſt tägliche Poſttransporte in Gang gebracht. Eine Poſtenkette ward bis ins Feindesland gelegt. Als das Große Hauptquartier Ferrières erreicht hatte, ging Stephan ſelbſt bis in die unmittelbare Nähe von Paris und ſchuf eine erſtaunlich raſche Poſtverbindung. Zum Auffinden des jeweiligen Aufenthalts der einzelnen Kompagnien hatte er eine Art Poſtadreßbuch herausgegeben, ein Heft von 64

Druckſeiten, das den einzelnen Poſtämtern während des ganzen Feldzugs in 39 Auflagen übergeben wurde. Er arbeiteten damals 411 Feldpoſtämter mit 2140 Beamten und Unterbeamten. Sie beförderten 30 Millionen Karten und Briefe, gegen 2½ Millionen Zeitungen, und faſt 200 Millionen Mark in Geld. Die Feldpoſt von 1870 leiſtete im Vergleich mit der von 1866 bei Briefſendungen das Siebenfache, bei Paketſendungen das Sechzehnfache. Sie hat dann immer weitere Ausgeſtaltung erfahren, und die deutſche Feldpoſt wurde vor 14 Jahren im Feldzug gegen China unter allen als die beſte anerkannt. Auch jetzt iſt ſie mit einem gewaltigen Stab von Beamten hinausgezogen, um die Verbindung mit daheim in muſtergiltiger Weiſe aufrecht zu erhalten. Um nur von der bayeriſchen Feldpoſt zu reden: unter einem Armeepoſtdirektor ſtehen zwei Armeepoſtinſpektoren, vier Feldpoſtmeiſter bei den Generalkommandos der drei Armeekorps und bei dem Generalkommando des Reſervekorps. Unter dem Etappentelegraphendirektor ſtehen drei Etappentelegrapheninſpektoren. Dazu das kleine Heer der Beamten und Unterbeamten. Wie alles im Krieg, ſtockt auch die Poſtbeförderung. Es gehen nur wenig Züge nach dem Kriegsſchauplatz, und auch dieſe haben viel Aufenthalt und nur eine geringe Geſchwindigkeit. Wie bekannt, dürfen auch geſchloſſene Briefe von der Feldpoſtbeförderung befördert werden, und wie auch bekannt, aber oft nicht befolgt, iſt eine vorſchriftsmäßige Adreſſe erforderlich. Die Angaben müſſen ſich nicht nur auf die Nummer des Armeekorps, der Diviſion und des Regiments, ſondern auch des Bataillons oder der Abteilung und vor allem der Kompagnie, Eskadron oder Batterie erſtrecken. Der Weg, den die Feldpoſtſendungen nehmen, iſt zunächſt der, daß ſie der mobilen Feldpoſtanſtalt des Armeekorps oder der Diviſion, für die ſie beſtimmt ſind, zugeleitet, dann, da ſie mit dem Stab mitmarſchierend häufig den Standort wechſelt, oft

umgeleitet werden. Kommandos der einzelnen Truppenabteilungen oder Detachements holen, aber auch nicht täglich, die Sendungen von der Feldpoſt für die Truppen ab und bringen ſie an das Regiment, von wo ſie an die Bataillone und Kompagnien verteilt werden. Die letzteren liegen aber auch oft weit auseinander, und ſo vergeht über der Zuſtellung an ſie, vor allem wenn eine Kompagnie kurz vorher ihre Unterkunft gewechſelt hat, geraume Zeit. Es iſt demnach nichts Seltenes, daß ein ſelbſt genau adreſſierter Brief erſt nach Tagen an den Empfänger kommt.

Auch die öſterreichiſch-ungariſche Feldpoſt iſt, den Verhältniſſen angepaßt, militäriſch organiſiert. Ihre Aufſtellung erfolgt durch die Kriegsverwaltung im Einvernehmen mit dem öſterreichiſchen und ungariſchen Handelsminiſterium. Ihre Organe beſtehen, nach den Ausführungen Adolf Großmanns, grundſätzlich aus wehrpflichtigen, in erſter Linie militäriſch ausgebildeten, und nur in deren Ermangelung aus nicht militäriſch ausgebildeten Bedienſteten der Poſtverwaltungen, die auch die phyſiſche Eignung zur Ertragung der Kriegsſtrapazen beſitzen, und deren Einteilung als Kriegsdienſtbeſtimmung erfolgt: Der adminiſtrative Dienſt wird durch die Generalfeldpoſtdirektion und die ihr unterſtehenden Armeepoſtdirektionen ausgeübt. Zur Verſehung des manipulativen Feldpoſtdienſtes ſind die k. und k. Feldpoſtanſtalten beſtimmt. Alle dieſe Behörden und Ämter ſind ihrem Zweck entſprechend mobil, d. h. ſie haben keinen feſten Standort, ſondern folgen jeweils demjenigen militäriſchen Kommando oder der Armee, denen ſie zur Aufrechterhaltung des Poſtverkehrs zugeteilt ſind. Aus dieſem Grund und im Intereſſe der unbedingt nötigen Geheimhaltung der Truppenbewegung erfolgt die nähere Bezeichnung der Armeepoſtdirektionen und Feldpoſtanſtalten mit Nummern. Jedem Soldaten wird die Nummer des Feldpoſtamtes, an das ein Truppenkörper, Kommando,

Anſtalt uſw. jeweils gewieſen iſt, genau bekannt gegeben. Zur Aufrechterhaltung des Poſtverkehrs beſteht bei jeder Armee ein Hauptfeldpoſtamt, das den Verkehr von und zu dem jedem höheren Kommando zugeteilten Feldpoſtamt vermittelt. Stabile Poſtämter, ſogenannte Poſtſortierſtellen, beſorgen die Prüfung der bei ihnen aus einem beſtimmten Gebiet zuſammenlaufenden Feldpoſtſendungen bezüglich ihrer Eignung zur Weiterleitung, namentlich hinſichtlich der Adreſſe. Von ihnen wird, wenn möglich, die Adreſſe richtig geſtellt. Die zur Weiterbeförderung geeigneten Sendungen werden an die Sammelſtellen geleitet. Einzelne Poſtämter, ſogenannte Poſtſammelſtellen, haben die Abſendung der Feldpoſtſendungen, bzw. der Empfangnahme von den Feldpoſtanſtalten zum Zweck der Weiterleitung zu beſorgen. Demgemäß nimmt ein in Wien an einen z. B. dem Feldpoſtamt 160 zugewieſenen Soldaten aufgegebener Brief folgenden Weg: Vom Aufgabeamt zur Poſtſortierſtelle, bei der die Prüfung erfolgt. Von hier zur Poſtſammelſtelle, die ihn an das Hauptfeldpoſtamt leitet. Dies, dem der jeweilige Standort des Feldpoſtamts 160 bekannt iſt, beſorgt die Weiterleitung. Die für Soldaten bei den Feldpoſtämtern einlangenden Sendungen werden möglichſt täglich durch einen Bevollmächtigten abgeholt und möglichſt raſch dem Adreſſaten ausgehändigt. Die Förderung der Poſtſendungen im Krieg wird in erſter Linie durch die normalen Beförderungsmittel, Eiſenbahnen, Schiffahrtsverbindungen und die ſonſtigen normalen Poſtkurſe beſorgt. Wenn dieſe Verbindungen aus militäriſchen oder ſonſtigen Gründen für die Beförderung nicht herangezogen werden können, werden die nach der jeweiligen Sachlage notwendigen Feldpoſtkurſe mit Hilfe von Poſtautomobilen oder pferdebeſpannten Feldpoſtwagen eingerichtet. Die täglich, mitunter ſtündlich erfolgenden Veränderungen des Standorts der Feldpoſtanſtalten, die aus militäriſchen und betriebsdienſtlichen Gründen erfolgte

Einſchiebung der Poſtſortierſammelſtellen und Hauptfeldpoſtämter, beſonders das oftmalige Verſagen der normalen Beförderungsmittel, endlich die Notwendigkeit der Prüfung der Poſtſendungen macht es erklärlich, daß ihre Laufzeit während des Krieges die ſonſt gewöhnliche ſelbſt bei Anſpannung aller Kräfte eines guten und pflichteifrigen Feldpoſtperſonals um das Mehrfache überſteigt. Dazu kommt noch, daß, wenn die Verhältniſſe es erfordern, den Perſonen der Armee im Felde die Aufgabe von Poſtſendungen fallweiſe unterſagt, allenfalls der geſamte Feldpoſtbetrieb auf eine beſtimmte Zeitdauer ganz oder teilweiſe eingeſtellt werden kann, eine Maßnahme, die ſelbſtverſtändlich eine zeitweiſe Unterbrechung des Nachrichtendienſtes vom Felde in die Heimat mit ſich bringen muß. Daß namentlich in der Richtung zum Kriegsſchauplatz die mangelhafte, oft ſogar unzulängliche Adreßangabe viele Verzögerungen mit ſich bringt, kommt auch noch dazu. In die Vorteile der Feldpoſt teilen ſich auch die Kriegsgefangenen; der 1906 in Rom tagende Weltpoſtkongreß nahm die von allen Vereinsſtaaten ratifizierte Beſtimmung auf, daß Briefſendungen, die für Kriegsgefangene beſtimmt ſind oder von ihnen abgeſchickt werden, ſowohl im Aufgabe- wie im Beſtimmungsland als auch in den Zwiſchenländern von allen Poſtgebühren befreit ſind.

* * *

Ein merkwürdiger Zufall will es, daß in dieſem Jahr des großen Krieges das Rote Kreuz auf ein fünfzigjähriges Wirken zurückblicken kann. Am 22. Auguſt 1864 ward der große völkerrechtliche Vertrag geſchloſſen, der, wie von Strantz bemerkt, die Schrecken des Krieges mildern und die Leiden derſelben inſofern auf ein geringeres Maß beſchränken ſollte, als man übereinkam, in den Soldaten auf dem Schlachtfeld

nicht allein den Kämpfer auf blutiger Walſtatt, ſondern auch den hilfloſen Menſchen zu erblicken: Als Symbol dieſes Humanitätswerkes, das dazu beſtimmt iſt, das Los der Verwundeten und Kranken im Krieg zu erleichtern und den Streitern, die im Dienſt für das Vaterland Schaden an Leben und Geſundheit erfahren haben, ſchnell und umfaſſend ärztliche Hilfe und Pflege auf dem Schlachtfeld zu verſchaffen, wurde das Rote Kreuz in weißem Feld gewählt. Unter den Eindrücken der Schlacht von Solferino hatte der Genfer Henri Dunant ein Buch verfaßt: „Un souvenir de Solferino", das die Aufmerkſamkeit der ganzen gebildeten Welt erregt hatte. Fünf Jahre danach war es ihm nach vielen Mühen und Vorarbeiten gelungen, dank der Vermittlung des Schweizer Bundesrats, einen von amtlichen Bevollmächtigten beſuchten diplomatiſchen Kongreß zuſammenzubringen, der über die Fragen der Unverletzlichkeit des Sanitätsperſonals und der Schonung und Hilfe für kampfunfähig gewordene Kombattanten verhandeln ſollte, und dem als Grundlage dafür ein in Genf inzwiſchen ausgearbeiteter Übereinkommensentwurf diente, den die Abgeſandten von 16 europäiſchen Staaten, 26 an der Zahl, diskutierten und nach eingehender Erörterung ratifizierten. So groß aber auch der Unterſchied und Fortſchritt gegen die früheren Kriegsbräuche durch den internationalen Vertrag von 1864 war, ſo blieben doch noch immer bedeutende Mängel und Lücken in dieſem, wie die bald darauf folgenden Kriege von 1866 und 1870/71 zeigten, beſtehen. Erſt vierzehn Jahre ſpäter, 1884, kam man zum erſtenmal wieder zu einer Beratung über die Aufgabe zuſammen, die der Geſetzgebung an den Humanitätsbeſtrebungen der Zeit geſtellt waren, und vereinigte ſich von neuem zu einer internationalen Konferenz zu Genf, wo von den inzwiſchen getroffenen Anordnungen allen vertretenen Nationen Mitteilung gemacht wurde. Von 1887 an fanden alle fünf Jahre Konferenzen ſtatt, auf denen

die bisherigen Anordnungen revidiert und die Reformvorschläge von Medizinern, Staatsrechtslehrern u. a. debattiert wurden. Vor acht Jahren unternahm es der Schweizer Bundesrat abermals, eine Durchsicht und Prüfung der bis dahin geltenden, aber längst veralteten völkerrechtlichen Bestimmungen von 1864 den Signatarmächten der ursprünglichen Konvention vorzuschlagen. Die großen Schwierigkeiten bei diesen Beratungen betreffs der Frage, inwieweit die Humanität in modernen Kriegen einen Anspruch auf Berücksichtigung hat, wurden überwunden und die wichtigen neuen Bestimmungen über den gegenseitigen Schutz der kampfunfähigen Streiter vor Mißhandlung und Gewalttat, über die Verpflichtung des Sanitätspersonals auch unter der Herrschaft des Feindes seinen Helferberuf weiter auszuüben, die Ausdehnung der Neutralität auf die Körperschaften der freiwilligen Krankenpflege, die Unverletzlichkeit der Feldlazarette und aller beweglichen Sanitätsanstalten, die Feststellung der Identität der Gefallenen, die Anerkennung des privatrechtlichen Charakters alles Eigentums des freiwilligen Dienstes wurden im Jahre 1906 kodifiziert. Wenn das Rote Kreuz auch im Frieden eine große Tätigkeit ausübt — nach einer Statistik vom Jahre 1912 haben die derzeit vorhandenen 2044 männlichen, im Rettungsdienst tätigen Organisationen und Verbände mit 2328 in selbstloser Weise unentgeltlich bei Epidemien, Eisenbahnunglücksfällen, Überschwemmungen, Feuersbrünsten und durch verheerende Naturgewalten heraufbeschworenen Unheil, wirkenden Ärzten und 76 223 Mitgliedern, 1750 ständige Hilfswachen, Unfallstationen und 6111 Unfallmeldestellen unterhalten und mit 265 Krankenautomobilen und sonstigen Transportmitteln im Dienst der öffentlichen Wohlfahrt gewirkt — so entfaltet es doch seine eigentlichste und segensreichste Tätigkeit erst im Krieg. Das Feldsanitätswesen ist im ganzen Reich einheitlich geregelt. Der Sanitäts-

dienſt beim Feldheer und bei der Etappe unterſteht dem Chef des Feldſanitätsweſens, nur der Sanitätsdienſt im Heimatgebiet dem Kriegsminiſterium. Die Zahl der bei der mobilen Feldarmee verwendeten Ärzte iſt eine planmäßig genau feſtgelegte. Alle Stellen ſind beſetzt, jeder Abgang wird ſofort erſetzt. Bei der Stellenbeſetzung wird genau darauf geachtet, daß den Anforderungen des Feldheeres an Chirurgen, Internisten, Hygienikern entſprochen wird. Als Erſatz kommen in erſter Linie vollkommen felddienſttaugliche Ärzte in Betracht, zunächſt die in einem beſtimmten Militärverhältnis ſtehenden, wie Militärärzte der Reſerve und Landwehr, Erſatzreſerve und landſturmpflichtige Ärzte, dann erſt Zivilärzte ohne militäriſches Verhältnis für Verwendung im Heimatgebiet und bei der Etappe. Als Unterärzte und Feldunterärzte verwendete ältere Medizinſtudierende werden im Allgemeinen nur unter Aufſicht von Ärzten verwendet. Die Zahl der benötigten Militärapotheker und Zahnärzte bei der mobilen Armee iſt ebenfalls dem Bedarf entſprechend planmäßig feſtgelegt. Bei Erſatzbedarf kommen bei den in großer Zahl zur Verfügung ſtehenden Apothekern nur Militärapotheker des Beurlaubtenſtandes in Betracht. Inwieweit militärpflichtige Dentiſten in Reſervelazaretten mit verwendet werden können, entſcheidet nach dem auftretenden Bedarf der ſtellvertretende Korpsarzt. Die Ausſtattung der Truppen mit Verbandsmaterial iſt in der ganzen deutſchen Armee unter Zugrundelegung der größten Verluſte der letzten Feldzüge einheitlich geregelt und hat ihre Grenzen in der zuläſſigen Größe der Bagagen. Das verbrauchte Material wird von der Etappe (Etappenſanitätsdepots) her erſetzt, die Vorräte der Etappen werden auf Anfordern fortwährend vom Heimatsgebiet her (Sanitätsdepots, Hauptſanitätsdepots) und von den im Etappengebiet angelegten Güterdepots erſetzt. Den beſonderen Bedürfniſſen für Verwundetenverſorgung, wie ſie die Eigen-

heit des modernen Krieges zeitigt, wird durch Neubeschaffungen von Krankenautomobilen u. a. m. entsprochen. Zur Rückbeförderung der Verwundeten in das Heimatgebiet stehen Lazarettzüge, Hilfslazarettzüge und Krankenzüge zur Verfügung. Die Lazarettzüge sind geschlossene Formationen mit ständigem Personal und schon im Frieden vollständig bereit gestellter Einrichtung; sie unterstehen dem Chef des Feldsanitätswesens und einer Etappeninspektion. Die Hilfslazarettzüge sind zur vorübergehenden Benützung bestimmt, werden nach Möglichkeit aus den leer zur Heimat zurückkehrenden Wagen aufgestellt und mit Geräten des Etappensanitätsdepots für den Transport auch liegender Verwundeter eingerichtet. Außerdem werden Hilfslazarettzüge planmäßig im Heimatgebiete aufgestellt und ähnlich wie Lazarettzüge verwendet. Soweit die Hilfslazarettzüge keine Küchenwagen haben, geschieht die Verpflegung an eigenen Verpflegsstationen. Den genannten Zügen ist eine entsprechende Zahl von Ärzten, Sanitätsunteroffizieren und Militärkrankenwärtern beigegeben. In Ausrüstung und Verwendung entsprechend sind die Hilfslazarettzüge der freiwilligen Krankenpflege. Die Krankenzüge werden nach Bedarf, wenn irgend möglich, nur aus Personenwagen zusammengestellt und dienen dem Transport Leichtverwundeter und Leichtkranker. Sie haben dementsprechend in der Regel keine ärztliche Begleitung. Pflegepersonal der freiwilligen Krankenpflege ist beigegeben. Verpflegung auf Verpflegsstationen. Nachts wird die Fahrt unterbrochen in eigenen Übernachtungsstationen. Etwa notwendige ärztliche Hilfe an Verbandsstellen und auf Veranlassung der Bahnhofkommandanturen an den größeren Aufenthaltsstationen. Die Verpflegung und Behandlung kranker Kriegsgefangener ist die gleiche wie die der Kranken der eigenen Armee, nur werden unsern eigenen Leuten naturgemäß alle Erleichterungen und Vergünstigungen vor allem

zugewendet. Frauen als Pflegerinnen und Helferinnen können im Operationsgebiet überhaupt nicht, im Etappen- und Heimatgebiet grundsätzlich nur im Rahmen der Organisation des Roten Kreuzes und der vom Kriegsministerium ausdrücklich zugelassenen Vereinigungen verwendet werden. Zur Pflege kranker Kriegsgefangener wird in der Regel männliches Pflegepersonal verwendet. In den Reservelazaretten ist die Zahl der verwendeten Ärzte nach der Zahl der Kranken festgesetzt. Für Zuweisung von spezialistisch ausgebildeten Ärzten sorgen die stellvertretenden Korpsärzte. Wenn ein Gefecht vorbereitet wird oder sich unerwartet entwickelt, so wird in seiner Nähe, aber möglichst außerhalb des Bereichs der Geschoßwirkungen ein Truppenverbandplatz eingerichtet, eine Aufgabe, die heute weit schwieriger zu lösen ist als früher, da die Geschoße viel weiter reichen und eine größere Durchschlagskraft besitzen und die Gefahr, daß Verwundete auf einem nicht genügend geschützten Verbandsplatz zum zweitenmal getroffen werden und auch das Sanitätspersonal verletzt wird, erheblich gewachsen ist. Auf dem Truppenverbandplatz wird der Inhalt eines Sanitätswagens oder Sanitätskastens hergerichtet, Labe- und Stärkungsmittel parat gemacht, provisorische Lagerstätten mit Stroh und Decken werden bereitet, Transportmittel wie Tragen, requirierte Wagen für die Weiterbeförderung der Verwundeten fertig gemacht. Sind zur sicheren Unterbringung der Verletzten geeignete Gebäude nicht zu benutzen, so müssen Schutzdächer und Zelte ihre Stelle vertreten. Eine Reihe von Sanitätsoffizieren und Sanitätsmannschaften bleibt auf dem Truppenverbandplatz. Die hier entbehrlichen Truppenärzte und Sanitätsmannschaften begleiten die vorrückenden Soldaten so weit wie möglich ins Gefecht, um so weit tunlich die erste Hilfe auf dem Kampfplatz selbst zu leisten und den Transport der Verwundeten aus der Feuerlinie zu überwachen und zu regeln.

Im allgemeinen kann es ſich nach den hier von uns verfolgten Ausführungen Schwalbes für den Arzt nur darum handeln, Schmerzen zu lindern, eine möglichſt zweckmäßige Lagerung der Verwundeten auf den Tragen zu erreichen und allenfalls bedrohliche Blutungen zu ſtillen. Das Aufſuchen und Fortſchaffen der Verwundeten wird von den Krankenträgern (Genfer Armbinde) und Hilfskrankenträgern (rote Armbinde) beſorgt, die mit den Krankentragen und Verbandzeugtorniſtern den Soldaten ins Gefecht folgen; als Hilfskrankenträger werden, ſoweit angängig, Muſiker und Hilfsmuſiker und ſonſtige dazu ausgebildete Mannſchaften verwendet. Nur ausnahmsweiſe werden nicht ausgebildete Soldaten auf Befehl eines Offiziers zur Fortſchaffung von Verwundeten beſtimmt, nach deren Ablieferung ſie ſich ſofort ins Gefecht zurückzubegeben haben. Welch ausgedehnte, anſtrengende, gefahrvolle Arbeit bei dieſem Verwundetentransport aus dem Feuer zu leiſten iſt, bedarf keiner beſonderen Schilderung. In der Schlacht bei Spichern, 6. Auguſt 1870, mußten die meiſten Verwundeten von den Höhen 1500 Schritt weit getragen werden. Die Sanitätsdetachements waren ununterbrochen zwanzig Stunden, in der Nacht bei Fackelſchein, tätig. In manchen Kämpfen des Balkankrieges war das Gewehr- und Geſchützfeuer ſo heftig, daß das Aufſuchen und Fortſchaffen der Verwundeten wegen der damit verbundenen Gefahren erſt nach Aufhören des Gefechts in der Nacht beim Schein von elektriſchen und Azetylenlaternen vorgenommen wurde. Die Tätigkeit auf dem Truppenverbandplatz beſchränkt ſich auf eine ſchnelle Feſtſtellung der Art und Schwere der Verletzung, Schmerzſtillung (Morphiuminjektion), Anwendung von Belebungsmitteln (Einſpritzung von Kampferöl), Anlegung improviſierter Schienenverbände, Stillung gefährlicher Blutungen. Die marſchfähigen Leichtverwundeten werden nach einem beſtimmten Sammelplatz geſchickt, um von hier, nachdem ſie

ſich erholt haben, zum nächſten Etappenort zu marſchieren oder auch zur Truppe zurückzukehren. Die Schwerverwundeten werden zum Hauptverbandsplatz oder gleich in die Feldlazarette geſchafft. Die marſchfähigen Verwundeten werden durch ein weißes Wundtäfelchen kenntlich gemacht. Die transportfähigen Verwundeten, die der Lazarettbehandlungen bedürfen, aber ohne erhebliche Nachteile in die weiter rückwärts eingerichteten Feldlazarette befördert werden können, erhalten ein weißes Wundtäfelchen mit einem roten Streifen an einer Längsſeite. Die nicht transportfähigen Verwundeten, z. B. ſolche mit Verletzungen der Bauchhöhle, die höchſtens eine kurze Strecke weit getragen werden dürfen, werden durch ein weißes Wundtäfelchen mit je einem roten Längsſtreifen an jeder Längsſeite bezeichnet. Alle dieſe Wundtäfelchen haben, wie es in der Kriegsſanitätsordnung heißt, den Zweck, weitere Unterſuchungen einzuſchränken und die Verſorgung und Verteilung der Kranken zu erleichtern. Von den durch die Kriege hervorgerufenen Verluſten, der Art der Schußverletzungen, ihrer Beeinflußbarkeit uſw. hat man in der Regel, wie Spier bemerkt, übertriebene und falſche Vorſtellungen: Die Schlachten werden, trotzdem die Waffen vollkommener ſind, immer humaner. Man hat eine andere Art, die ſogenannte konſervative Behandlung der Wundverſorgung eingeführt. Man ſtochert nicht mehr in den Wundkanälen herum, man läßt auch viele Kugeln ſitzen und ſchneidet im Gegenſatz zu früher nicht mehr da, wo eine primäre Heilung, eine Heilung ohne Komplikation zu erwarten iſt. Heute gehen kaum noch zehn Prozent der Verwundeten, die in geordnete Behandlung kommen, zu Grunde; ganz im Gegenſatz zu früher. Ein Drittel der Verwundeten pflegte in vergangenen Zeiten in den Spitälern zu ſterben. Percy, der Chefchirurg der großen Armee Napoleons, ſchreibt, daß er ungefähr 33 Prozent ſeines Spitalbeſtandes zu verlieren ge-

wohnt war. Die Ziffern der Einbuße durch Geſchütz- und Gewehrfeuer, Bajonettangriff in der Schlacht waren früher andere als heute. Manchmal haben ſich in den modernen Kriegen auch beträchtliche, wenn auch nie ſolche Verluſte wie in vergangenen Zeiten herausgeſtellt: z. B. verloren die Japaner bei Mukden ungefähr 35 Prozent ihrer Leute, Napoleon in der Schlacht von Leipzig 27 Prozent, bei Waterloo 33, bei Aſpern aber 50 Prozent. Bei Vionville, das durch ſeine Grauſamkeit bekannt geworden iſt, hatten wir 22 Prozent Einbuße. Auch die Trefffſicherheit in den modernen Kriegen wird bedeutend überſchätzt. Ein italieniſcher Fachmann hat die Verluſte bei der Kintſchoenge im ruſſiſch-japaniſchen Krieg ausgerechnet und iſt zu dem Ergebnis gekommen, daß erſt jeder 151. Kanonenſchuß einen Treffer ergab und erſt jeder 3300. Gewehrſchuß ſeinen Mann erreichte. Die Wirkungen der modernen Geſchoße hängen von vielerlei phyſikaliſchen und mechaniſchen Energien ab. Man verſucht die enorme Kraftentfaltung der Kugeln durch Luft- oder hydrauliſche Verdichtung und Ausbreitung gepreßter Teile zu deuten. Nach Melſen treibt das Geſchoß eine Säule verdichteter Luft vor ſich her, die die verderbliche Wirkung haben ſoll, während das Geſchoß an und für ſich nur eine winzige Wunde mache. Aber dieſe Theorie genügt nicht. Die neuen Beobachtungen mit dem Kinematograph und Tauſendſtelſekundenmomentphotographen zeigen, daß in einem mit Flüſſigkeit gefüllten Raum durch Druck Beengung entſteht. Die Flüſſigkeit aber kann ſich nicht verkleinern, ſie entweicht mit großer Gewalt; dann entfaltet ſie furchtbare Kraft. Man ſpricht bei Schädelſchüſſen z. B. von Druck- und Biegungsſpannungen, die parallel zur Oberfläche des Schädels wirken, dann von Gleit- und Schubſpannungen, die ſenkrecht zur Oberfläche ſtehen uſw. Alle modernen Kleinkaliber arbeiten ziemlich in derſelben Weiſe. Unſer 7,9 Millimeter-Geſchoß verurſacht kriegs-

chirurgiſch gute Wunden, es reißt nicht viel, ſchlägt gut durch und gibt verhältnismäßig kleine Einſchuß- mit oft ziemlich großer Ausſchußöffnung. Unſer S-Geſchoß beſitzt ſtarke Kegelſpitze, iſt 27,8 Millimeter lang, wiegt 10 Gramm und wird mit 3,2 Gramm Pulver von geheimer Zuſammenſetzung geladen. Seine Anfangsgeſchwindigkeit beträgt 880 Meter. Die Behandlung der Schußverletzungen iſt rein chirurgiſch. Man kann mit dem Röntgenapparat alle Geſchoße aufſuchen und auch dann, wenn man will, inſtrumentell entfernen. Aber man iſt konſervativ geworden, man verbindet mit aſeptiſchen, keimfreien Stoffen, überläßt der Heilkraft der Natur vieles, damit ſie mit den Keimen und Wunden fertig werde, wo das geht. Gewiß ſind Amputationen, Unterbindungen, Ausſchneiden von nicht mehr zu rettenden Teilen nach wie früher an der Tagesordnung. Aber man arbeitet nicht mehr wie früher rückſichtslos in jeder Wunde herum. Die moderne Kriegschirurgie ſchneidet, wo unbedingt notwendig; ſonſt aber iſt die abwartende und prophylaktiſche Behandlung in den Vordergrund getreten. Gute Lazarette, geſchultes Ärzte- und Hilfsperſonal ſind die Hauptbedingungen für den Erfolg der Kriegsſanitätsverſorgung. Die Kriegswunden haben einen großen Teil ihrer Schrecklichkeit verloren. Es läßt ſich auch bei den Verwundungen durch Artillerieprojektile eine ſauberere und leichter heilende Wundart gegen früher konſtatieren. Geſchoßteile pflegen reaktionslos im Körper zu ſitzen und einzuheilen; ſie ſind ſicher in der Mehrzahl der Fälle bakterienfrei. Doch bedeutet eine Operation oft mehr Gefahr wie das Projektil, und folgenloſe Einheilung entſteht ja leicht von ſelbſt. Manche Wunden ſehen von außen harmlos aus, und doch iſt im Innern eine Verwüſtung edler Teile zuſtande gekommen. Andere erſcheinen ſchlimm, aber ein Streifſchuß, der ordentlich Fleiſch weggeriſſen hat, bleibt oft ohne intenſive Wirkung. Wir haben Kopfſchüſſe zu ver-

zeichnen, bei denen das Gehirn durchbohrt worden iſt, die Schädeldecke zerbrochen wurde und trotzdem nicht der Tod, ſondern Geneſung eintritt. Im Burenkrieg blieben Krieger mit Kopfſchädelgehirnſchüſſen oft am Leben. Dort wurde mit einem kleinen Kaliber von den Engländern geſchoſſen. Ein Offizier war auf über 2000 Meter quer durchs Hirn getroffen und genas. Im chineſiſch-japaniſchen Krieg waren die Kopfſchüſſe meiſt tödlich, weil dort ein größeres Kaliber angewandt wurde und Schädelſchüſſe aus großer Nähe zertrümmernd zu wirken pflegen. Auch Lungenſchüſſe ſind bei kleinem Kaliber nicht ſehr bedenklich, wenn die großen Arterien geſchont ſind. Im ſüdafrikaniſchen Krieg ritten Leute mit Lungenſchüſſen noch ſtundenlang, hatten kein Blutſpeien und wurden geſund. Herzſchüſſe pflegen ſchlimm zu ſein, wenn das Organ im Zuſtand der Füllung getroffen wird, weil dann die hydrodynamiſchen Wirkungen eintreten. Wird es in dem andern Stadium getroffen, ſo ſchlägt die Kugel oft glatt durch. Wir finden dann Heilungen entgegen dem Volksglauben, der jede Herzwunde für tödlich hält. Auch Herzſtichverletzungen heilen. Achtzehn glatte Geneſungen werden beſonders vom Chirurgen Rehn berichtet. Bauchſchüſſe können wie Magenſchüſſe harmlos ſein. Milzſchüſſe und Darmdurchbohrungen ſind ungünſtig. Rückenmarksſchüſſe enden gewöhnlich tödlich. Gelenkſchüſſe können gut verlaufen, wenn nicht die Knorpel und wichtige Teile zertrümmert ſind. Die Kleinkaliber haben eben die ganze Kriegschirurgie umgeſtaltet und den Krieg ſozuſagen humaner gemacht, und das amtliche Urteil des Chefs des Feldſanitätsweſens über den Geſundheitszuſtand des Heeres erklärt auch, daß die von den regelrechten Heeresgeſchoßen geſchlagenen Wunden einen durchweg guten Heilverlauf zeigen, daß aber zahlreiche Beweiſe dafür geſammelt wurden, daß die feindlichen Einwohner Belgiens und die engliſchen Truppen Dum-Dum-Geſchoße, d. h. Geſchoße ohne Voll-

mantel mit Einſchnitten benützen, deren Fetzen in den Körper grauſame Verletzungen reißen.

Wie man das Mögliche getan hat, für Heilung der Verwundeten zu ſorgen, ſo hat man auch Vorſichtsmaßregeln getroffen, die Geſunden gegen die Seuchen und Krankheiten, die im Gefolge des Krieges mitzuziehen pflegen, zu ſchützen. Es gab Kriege, in denen die Verluſte durch ſie außerordentlich hohe Prozentſätze erreichten, ja manchmal ſogar den Löwenanteil davontrugen. Das Jahr 1866 zählt dazu; bei einer Kopfſtärke von 280 000 Mann fielen 46 291 durch Krankheit, nicht weniger als 87 Prozent der Geſamtſterblichkeit. Damals brach eine Choleraepidemie unverſehens über die Truppen herein, auf die man nicht im geringſten vorbereitet war. In anderen Kriegen ſehen wir typhöſe Erkrankungen, und das Fleckfieber, Typhus exanthematicus, ſchwere Opfer fordern, wie die Franzoſen im Krimkrieg erfuhren. Durch die Waffen fielen dort im Verlauf des zweijährigen Krieges zuſammen 20 240 Mann, während die Cholera 11 000 und der Typhus 17 500 Mann dahinrafften. Und noch härter waren die in hygieniſcher und ärztlicher Beziehung ſo mangelhaft vorbereiteten ruſſiſchen und türkiſchen Heere Seuchen ausgeſetzt. Im ruſſiſch-türkiſchen Krieg fielen 34 732 Mann, nicht weniger als 199 537 aber erkrankten an Typhus, Fleckfieber und Rückfallfieber, und 43 985 erlagen dieſen Seuchen. Dieſe Ziffern beleuchten die Wichtigkeit und die Größe der Aufgabe, die dem Kriegsſanitätsweſen zufällt, und zu deren Bewältigung ein großer ärztlicher Apparat aufgeboten iſt. Heute liegen die Verhältniſſe für die Bekämpfung und Überwindung von Kriegsſeuchen weit beſſer als in allen früheren Kriegen. Bei unſeren Heeren befinden ſich zahlreiche tragbare bakteriologiſch nach den neueſten Anforderungen der hygieniſchen Wiſſenſchaft eingerichtete Laboratorien, damit jeder Seuchenverdacht ſofort an Ort und

Stelle geklärt werden kann. Hygieniſch wohlgeſchulte Sanitätsoffiziere begleiten die Truppen. Je ein hygieniſch-ſpezialiſtiſch ausgebildeter Sanitätsoffizier befindet ſich bei jedem Korpsarzt und ſchließlich bei jedem Armeearzt je ein beratender Hygieniker, die aus den ordentlichen Profeſſoren der Hygiene an den Univerſitäten und Inſtituten ausgewählt ſind. Ein Sachverſtändigen-Rat in geſundheitlichen Fragen ſteht alſo ausreichend zur Verfügung. Gegen Typhus und Cholera gibt es ferner zweckmäßige Schutzimpfung, die das Kriegsminiſterium längſt in den Plan zur Bekämpfung der Seuchen einzogen hat. Impfſtoff ſteht zur Verfügung. Zum Abkochen des Waſſers ſind fahrbare Trinkwaſſerbereiter, zur Ausführung von Desinfektionen fahrbare Desinfektionsapparate vorhanden. Ein ſolcher neuzeitlicher, auf Kraftwagen montierter Desinfektionsapparat iſt mit einer großen Feldwäſchereianlage, gleichfalls auf Kraftwagen montiert, vorhanden. Gegen Pocken wird das Heer durch Impfung geſchützt. Seuchenkranke werden ſofort von den Geſunden getrennt und in beſonderen Lazaretten, die möglichſt weit hinter der Front liegen, von einem ſpezialiſtiſch ausgebildeten Medizinerſtab behandelt. Natürlich werden bei ſo großen Menſchenanhäufungen, wie ſie eine moderne Armee darſtellt, Ausbrüche von Epidemien nicht völlig ausbleiben, aber dieſe Möglichkeit findet den Sanitätsdienſt gerüſtet. Eine andere umfangreiche hygieniſche Maßregel betrifft die Desinfektion der Schlachtfelder. Man weiß, daß die Anhäufung von Menſchen- und Tierleichen auf den Schlachtfeldern dreierlei geſundheitliche Schädigungen hervorrufen kann, Verbreitung von Keimen infektiöſer Krankheiten, Entwicklung geſundheitsſchädlicher Gaſe und Verunreinigung von Boden und Waſſer durch Produkte der Leichenzerſetzung. Den erſten Punkt hat man früher in ſeiner Gefährlichkeit überſchätzt. Jetzt weiß man, daß Epidemien durch Anhäufung von Leichen

nur entſtehen können, wenn dieſe ſchon Bakterien enthielten, was im Allgemeinen nicht der Fall iſt. Gefährlicher und unangenehmer iſt die zweite, und am gefährlichſten die dritte Folge. Alle drei können jedoch nur eintreten, wenn die Beerdigung ungenügend iſt, was bei der Fülle der Arbeit und der Kürze der zur Verfügung ſtehenden Zeit faſt immer der Fall iſt. Beſonders kann bei den Maſſengräbern die umgebende Erdſchicht, weil mit Fäulnisprodukten überſättigt, dieſe nicht genügend aufſaugen. Deshalb ſind nach den letzten Kriegen alle großen Schlachtfelder reguliert und desinfiziert worden. Nach 1870/71 haben ſowohl die franzöſiſche als die deutſche Regierung ſolche Desinfektion von Schlachtfeldern, die letztere auch von Biwakplätzen vorgenommen. Deutſcherſeits wurden vier Pionierkompagnien und viele Arbeiter, täglich 1200 bis 1500 Mann, unter Oberſtabsarzt d'Arreſt dazu verwendet. Was insbeſondere die Schlachtfelder angeht, ſo erhielt jedes Grab eine Erdaufſchüttung, die die Leichen auf allen Seiten mindeſtens 1,57 Meter hoch bedeckte. Die Erde dazu wurde aus der weiteren Umgebung geholt. Die Baſis des neuen Grabhügels überragte das urſprüngliche Grab überall bei Einzelgräbern um 0,6 bis 0,9 Meter, bei Maſſengräbern um 1,2 bis 1,5 Meter. Die Böſchung erhielt eine Steigung von 60 Grad und wurde mit Raſen bekleidet. War das Erdreich mit jauchiger Flüſſigkeit getränkt, ſo wurde es über den Leichen abgetragen, bis ſich Verweſungsgeruch bemerkbar machte, und nun die freigelegte Fläche mit pulveriſiertem, gebrannten Kalk dick belegt und dann wieder überſchüttet. Oft wurden auch Furchen gezogen und mit Maupanlauge gefüllt. War dieſe aufgeſaugt, ſo gab man Chlorkalkpulver auf die Grabfläche und errichtete nun den Hügel. Wiederausgrabungen fanden nur bei Gräbern mit höchſtens acht Leichen ſtatt, die in gut ſchließenden Särgen nach ihrer neuen Ruheſtätte überführt wurden. Es beſtehen genaue Be-

ſtimmungen über die Abmeſſungen der Einzelgräber, und die Kriegsſanitätsordnung bemißt auch die Höchſtzahl der in einem Grab zu beſtattenden Leichen auf ſechs, aber nach ſehr großen Schlachten werden ſich die Beſtattungen kaum vorſchriftsmäßig vornehmen laſſen, und die nachträgliche Desinfektion wird immer nötig ſein, da das ſanitär beſte Verfahren der Beſtattung, nämlich das Verbrennen, ſich nicht durchführen läßt.

* * *

Wenn der Generalquartiermeiſter für das deutſche Heer und der Stellvertreter des Chefs des Generalſtabs für das öſterreichiſch-ungariſche Heer der amtliche Berichterſtatter über die Kriegslage iſt, ſo gibt es neben ihnen beiden eine ganze Reihe von Privatberichterſtattern, die im Auftrage der großen Zeitungen das Heer begleiten, um möglichſt raſch und ausführlich von ihrer Tätigkeit berichten zu können. Es erklärt ſich von ſelbſt, daß in Kriegszeiten, wie der bekannte Hiſtoriker von Heigel ſagt, dem wir hier folgen, eine ſchnelle Mitteilung der wichtigen Nachrichten ganz beſonders erwünſcht iſt und mit dem Intereſſe auch der Einfluß auf die Volksſtimmung ſich ſteigert: Aus dieſem Grunde wurde gerade von den einſichtsvollſten Heerführern und Staatsmännern der neueren Zeit alles getan, um die Tagesliteratur in ihrem Dienſt und für ihre Zwecke zu gebrauchen. Bekannt ſind die publiziſtiſchen Waffengänge Friedrichs des Großen namentlich im Siebenjährigen Kriege. Der König ſelbſt verfaßte wohlberechnete Schlachtberichte und verteilte ſie unter die europäiſche Preſſe, und ebenſo benützte er Zeitungsartikel und Flugblätter, um ſich als Schutzherrn entweder des Proteſtantismus oder des Freiſinns und der Aufklärung gegenüber der Unduldſamkeit und Beſchränktheit ſeiner Gegner darzuſtellen. Nicht minder eifrig ſuchte Napoleon I. durch die Preſſe bald ſeinen militäriſchen Plänen Vorſchub zu

leiſten, bald für ſeine politiſchen Abſichten und Maßnahmen Stimmung zu machen. Am genialſten verſtand Bismarck dieſe ſcharfgeſchliffene Waffe zu handhaben. Aus dem Tagebuch Buſchs erſehen wir, mit welcher Umſicht und Sicherheit der Staatsmann Berichte und Stimmungsbilder, Anfragen und Anklagen in die ausländiſche und deutſche Preſſe wie Schachfiguren vorſchob. Mit erſtaunlicher Findigkeit wußte er durch die von ſeinen Leuten gelieferten Artikel den Franzoſen allmählich die Überzeugung beizubringen, daß der Friedensſchluß unumgänglich geboten ſei, wenn auch um hohen Preis. Namentlich der „Nouvelliſte de Paris" war förmlich ein Organ der deutſchen Politik. Auch die fremden Journaliſten waren, manche, ohne daß ſie es wußten, ſamt und ſonders vom Kanzler geleitet oder doch beeinflußt. Kriegsberichterſtatter im eigentlichen Sinne gibt es erſt ſeit dem Krimkrieg. England entſandte damals ein ganzes Heer von Reportern, von denen manche ſelbſt mit der Wiſſenſchaft vom Krieg und den Kriegsmitteln in ihren vielfachen Verzweigungen vertraut waren, nach Sebaſtobol. Nicht bloß patriotiſcher Drang, ſondern auch das Handelsintereſſe ließ den britiſchen Zeitungslеſern geboten erſcheinen, über den Fortgang der Belagerung des wichtigen Platzes eingehend unterrichtet zu werden. Den Ruf eines klaſſiſchen Kriegsreporters erwarb ſich Sir William Ruſſell, der im Auftrag der Times der engliſchen Armee auf den Kriegsſchauplatz folgte. Ruſſels Berichte zählen zu den namhafteſten Quellen der Geſchichte jenes Feldzugs. Auch die Schilderungen aus dem Deutſch-Franzöſiſchen Krieg, den er im Gefolge des Kronprinzen mitmachte, wurden viel geleſen und benützt. Doch ſchon im Krieg 1870 wurde die Kriegsberichterſtattung auf deutſcher Seite viel ſtrenger überwacht als es bisher üblich war. Die deutſche Heeresleitung ging von dem Grundſatz aus, daß die Preſſe vor den

eigentlich entscheidenden Schlägen ebenso gute Dienste durch Schweigsamkeit leisten mußte wie nach getaner Arbeit durch stimmungsvolle Berichte. Auf französischer Seite war man nicht so vorsichtig. Das blieb nicht ohne verhängnisvolle Folgen. Aus aufgefangenen Pariser Zeitungen erhielt man im deutschen Lager Kenntnis, daß die Armee Mac Mahons in nordöstlicher Richtung bei Reims Aufstellung suche, und auch Londoner Telegramme bestätigten die insbesondere dem „Temps" entnommene Nachricht, daß Mac Mahon zu dem Entschluß gekommen sei, Bazaine zu Hilfe zu eilen. Im deutschen Generalstabswerk wird offen eingeräumt, daß diese Meldung den Befehl zum Rechtsabmarsch der Maasarmee und der Bayern veranlaßt und zur Schlacht von Sedan geführt habe. Schädliche Folgen einer unvorsichtigen Kriegsberichterstattung traten auch im Burenkriege zutage. Die englische Kriegführung wurde von den eigenen Landsleuten einer so scharfen Kritik unterzogen, daß in England eine förmliche Panik ausbrach und die Heeresleitung sich genötigt sah, den unbequemen Kriegsgenossen alle weiteren Mitteilungen über Verlauf und Opfer der Kämpfe zu verbieten. Auch die Japaner verhielten sich nach Ausbruch des Krieges mit Rußland völlig ablehnend gegen die Presse. Sie nahmen zwar ihre Vertreter mit aller Höflichkeit auf, hielten sie aber in solcher Entfernung, daß ihnen von den wichtigen Vorkommnissen nichts vor Augen kam, und überdies wurde durch die japanische Feldpost dafür gesorgt, daß die Preßberichte erst dann eintrafen, wenn die eigentliche Entscheidung schon gefallen war. Dagegen soll eine im russischen Feldlager selbst geschriebene und gedruckte Zeitung über Beschaffenheit und Bewegungen des Heeres und der Flotte so leichtsinnige Mitteilungen gemacht haben, daß sie von den Japanern zur Richtschnur für ihre strategischen und taktischen Maßregeln genommen wurde. Während des

jüngſten Balkankrieges wurden die Kriegsberichterſtatter auf beiden Seiten nur in reſpektabler Entfernung zugelaſſen. Sie konnten nur von Zeit zu Zeit aus größeren Plätzen lakoniſche Mitteilungen über die Wechſelfälle des Feldzugs an ihre Zeitungen gelangen laſſen oder ſich in Schilderungen ihrer eigenen Reiſe- und Quartiererlebniſſe ergehen. Aber es kam doch vor, daß, wie ein auf türkiſcher Seite ſtehender Kriegsberichterſtatter ſchreibt, die in Konſtantinopel bzw. von Konſtanza aus aufgegebenen Telegramme oder Funkenſprüche ſo rechtzeitig in Berlin bekannt wurden, daß die Vertreter der kriegführenden Balkanſtaaten in der Lage waren, ihre Regierungen noch vor der beabſichtigten Ausführung irgendeiner Bewegung uſw. zu benachrichtigen. Die dadurch entſtehenden und entſtandenen Schäden liegen klar auf der Hand. Nicht allein würde bei der blitzartigen Geſchwindigkeit der Nachrichtenübermittlung jede Überraſchung feindlicher Heeresmaſſen unmöglich werden, ſondern die Heeresleitung wäre auch nicht in der Lage, in aller Ruhe disponieren zu können und die zur Beſiegung des Gegners nötigen Maßregeln im Stillen zu treffen und den Gegner niederzukämpfen. Da es aber im Intereſſe des Vaterlandes liegt, daß alles im Bereich der oberen Heeresleitung glatt und ungehindert verläuft, ſo iſt es dringend notwendig, nur dasjenige zur Kenntnis zu bringen, was nicht mehr direkten Schaden anrichten kann. Denn im Krieg handelt es ſich, wenn man die ſchnellen Nachrichtenverbindungen unſerer Zeit in Rechnung ſtellt, darum, daß aus der Preſſe Berichte über die Lage bei den eigenen Truppen vorzeitig zur Kenntnis der Gegenpartei kommen können. Eine Preſſe von guter nationaler Geſinnung wird natürlich ſolche, dem eigenen Land nachteiligen Berichte ſelbſtverſtändlich nicht abſichtlich bringen, ſondern höchſtens in Unkenntnis deſſen, was als gefährlich anzuſehen iſt. Darum iſt es eine weſentliche Pflicht der Kriegführung,

wie das Militär-Wochenblatt einmal ſchrieb, die Preſſe anzuleiten, daß ſie nicht in unerwünſchter Weiſe dem Feinde Dienſte leiſtet: Der Balkankrieg zeigt uns ſehr deutlich die Forderungen der Zeit. Je mehr das Nachrichtenweſen ſich entwickelt, je ſchneller die Technik des Weltverkehrs arbeitet, deſto wichtiger iſt es für die Kriegführung, ihre Geheimniſſe zu wahren. Zukunftskriege werden noch ganz andere Bilder liefern. Es wird wahrſcheinlich dazu kommen, daß die kriegführenden Staaten notgedrungen jede nicht amtliche Berichterſtattung vollkommen unterbinden. Es mag dies für die Allgemeinheit der Unbeteiligten bedauerlich ſein, für die Kriegführenden iſt es ein Geſetz des eigenen Intereſſes. Die Frage der Kriegsberichterſtattung wird um ſo größere Bedeutung gewinnen, je mehr das Verkehrsweſen unſerer Zeit, darunter beſonders die drahtloſe Telegraphie und das Fernſprechweſen ſich entwickelt. Nachrichten über die Kriegsereigniſſe werden wir für die Zukunft im Krieg ſelbſt nicht mehr in dem Umfang zu erwarten haben, wie ſie uns die jüngſt vergangenen Kriege meiſtens bieten konnten. Das rechte Maß zu finden zwiſchen dem, was zur Erhaltung der Stimmung veröffentlicht werden muß, und dem, was notwendigerweiſe zu verſchweigen iſt, bleibt eine wichtige Aufgabe der Kriegsleitung.

* * *

Mit dem Beginn dieſes großen Krieges ward wieder das Eiſerne Kreuz erneuert, das man den populärſten deutſchen Kriegsorden nennen kann. Es nimmt auch unter den Kriegsorden Deutſchlands und Öſterreich-Ungarns inſofern eine beſondere Stellung ein, als es nur bei einem großen Krieg wieder erneuert wird. Bekanntlich wurden weder 1864 noch 1866 Eiſerne Kreuze verliehen. Es iſt ein ausſchließlicher Kriegsorden, d. h. er kann in allen ſeinen Klaſſen

nur durch Verdienſt im Krieg, nicht auch durch militäriſches Verdienſt im Frieden erworben werden. König Friedrich Wilhelm III. ſtiftete ihn am 10. März 1813 für Offiziere und Mannſchaften, die ſich im Befreiungskrieg hervorgetan hatten. Es iſt ein mit Silber eingefaßtes gußeiſernes Kreuz und wurde in zwei Klaſſen und einem Großkreuz verliehen. Die erſte Klaſſe kann immer nur nach der zweiten erworben werden. Aber für beſondere Taten erfolgt auch die Verleihung beider Klaſſen zugleich. Das Großkreuz iſt wohl der höchſte preußiſche Kriegsorden überhaupt. Es wurde ſehr ſparſam verliehen. Vor hundert Jahren erhielt es nur Blücher für die Schlacht an der Katzbach, Bülow für die Schlacht bei Dennewitz, Tauentzien für die Schlacht bei Wittenberg, und York für Laon. Für die Schlacht bei Waterloo erhielt Blücher dann noch einen Stern dazu, womit eine Klaſſe des Ordens geſtiftet wurde, die ſich in den Statuten nicht befand. Dieſer ſogenannte Blücherſtern, der ſich lange Jahre im Beſitz der Nachkommen des Fürſten befand, ehe er dem Berliner Zeughauſe überwieſen wurde, war aus getriebenem Gold, auf dem das Eiſerne Kreuz auflag. Kein anderer Kriegsteilnehmer, auch König Friedrich Wilhelm III. nicht, legte dieſen Orden an, der ausſchließlich für die Verdienſte des Fürſten Blücher beſtimmt war. In den Befreiungskriegen wurden 16 131 Eiſerne Kreuze verliehen, worin die mitgerechnet ſind, die ſich wie damals üblich vererbten, indem nach dem Tode von Inhabern des Eiſernen Kreuzes andere Mitkämpfer an deren Stelle traten. Bei Ausbruch des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges wurde das Eiſerne Kreuz am 19. Juli 1870 erneuert. Die Kreuze von 1813 bis 1815 tragen den gekrönten Namenszug FW über der Jahreszahl 1813, die von 1870 bis 1871 das gekrönte W über der Zahl 1870. Damals wurde der Stern des Eiſernen Kreuzes nicht mehr verliehen, und das Großkreuz nur neunmal; während des Feld-

zuges erhielten es nämlich der preußiſche Kronprinz für die ſiegreiche Schlacht bei Wörth, der Prinz Friedrich Karl für die Einnahme von Metz, der Kronprinz und ſpätere König Albert von Sachſen für die Führung der Maasarmee, der General von Werder für die ſiegreichen Kämpfe an der Liſaine, der General von Goeben für den Sieg von St. Quentin, der General von Manteuffel für die ſiegreichen Kämpfe gegen Bourbaki und der General von Moltke für die Leitung des ganzen Krieges. Am Tage des Einzuges der ſiegreichen Truppen in Berlin legte es Kaiſer Wilhelm ſelbſt an und verlieh es auch noch dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Für den Feldzug von 1870 und 1871 kamen bis zum Juli 1871 44489 Eiſerne Kreuze zur Verleihung, eine Vererbung fand nicht ſtatt. Vom Juli 1871 bis zum März 1872 folgten einige weitere Verleihungen, und im März 1872 verteilte Kaiſer Wilhelm I. infolge nachträglicher Ermittlungen noch mehrere tauſend Eiſerne Kreuze erſter und zweiter Klaſſe. Im Befreiungskrieg war auf ungefähr zwanzig Männer ein Eiſernes Kreuz entfallen. Für den Krieg von 1870, in dem dreimal mehr Menſchen im Feld geſtanden haben, ſtellt ſich ungefähr dasſelbe Verhältnis heraus. Von den zwei Klaſſen des Ordens wird die zweite im Knopfloch getragen, und zwar wenn in unmittelbarem Kampf erworben, an einem ſchwarzen Band mit weißer Einfaſſung, wenn von nicht kämpfenden Perſonen wie von Ärzten, Geiſtlichen uſw. erworben, an einem weißen Band mit ſchwarzer Einfaſſung. Die erſte Klaſſe wird ohne Band an der linken Bruſt getragen und eventuell gleichzeitig mit der zweiten, das Großkreuz in doppelter Größe wie das Kreuz der andern Klaſſen mit gleichem Band wie die zweite Klaſſe um den Hals getragen. Bei den am Tage des Einzugs der Truppen in Berlin, 16. Juli 1871, erfolgten Adelsverleihungen und Standeserhebungen für Auszeichnungen im

Krieg gelangte die Inhaberſchaft des Eiſernen Kreuzes dadurch zur äußeren Geltung, daß dasſelbe den Inhabern der erſten Klaſſe in einem ſilbernen Schilderhaupte, denen der zweiten Klaſſe auf dem Helmſchmuck ihres Wappens verliehen wurde. Am 18. Auguſt 1895 wurde zum Band des Eiſernen Kreuzes von 1870/71 die Anlegung von Eichenblättern aus weißem Metall mit der Zahl 25 angeordnet. Eine ganz einzigartige Ordenseinrichtung neben dem Eiſernen Kreuz beſitzt Preußen auch in dem ſogenannten „Eiſernen Kreuz der Frauen", erſterem auch in ſeiner äußeren Geſtalt ſehr ähnlich, dem am Geburtstag Kaiſer Wilhelms des Erſten, 22. März 1871 geſtifteten „Verdienſtkreuz für Frauen und Jungfrauen". Die äußere Anregung zu dieſer Stiftung hatte die Kaiſerin Auguſta gegeben. Es war „für Verdienſt durch Pflege der im Krieg Verwundeten und Erkrankten oder durch anderweitige Tätigkeit für das Wohl der Kämpfenden und deren Angehörigen" beſtimmt und muß gleichfalls als ausſchließlicher Kriegsorden bezeichnet werden. Es war aber nur für den Deutſch-Franzöſiſchen Krieg beſtimmt und wurde ſpäter nicht mehr verliehen. Während die Kaiſerin Auguſta das Vorſchlagsrecht hatte, erfolgte die Verleihung ſelbſt durch den Kaiſer Wilhelm I. Außer dem Eiſernen Kreuz hat Preußen noch andere Kriegsorden, nämlich den Roten Adler- und den Kronenorden, in der beſonderen Ausſtattung mit zwei gekreuzten Schwertern, die aber neben dem Orden Pour le mérite vornehmlich für kriegeriſche Unternehmungen verliehen werden, anläßlich derer es nicht für geeignet gehalten wird, das Eiſerne Kreuz wieder erſtehen zu laſſen. Der Orden Pour le mérite ging durch eine Stiftung Friedrichs des Großen 1740 aus dem 1667 geſtifteten Orden de la générosité hervor und war für Militär- und Zivilperſonen beſtimmt und blieb in der Regel nach dem dienſtlichen Verdienſt von Offizieren vorbehalten; von Perſonen des Zivilſtandes ſollten

ihn höchſtens die dirigierenden Miniſter erhalten können. Nach einer Verfügung Friedrich Wilhelms vom 18. Januar 1810 ſollte er dann als Belohnung für das im Krieg gegen den Feind erworbene beſondere Verdienſt in Betracht kommen. Das Ordenszeichen iſt ein blau emailliertes, achtſpitziges Maltheſerkreuz, in deſſen oberſtem Balken ein gekröntes F ſteht, während in den andern drei die Worte: Pour le mérite ſich befinden. In den vier Kreuzeswinkeln ſind goldene ungekrönte Adler. Der Orden wird an ſchwarzem Band mit ſilbernem Randſtreifen um den Hals getragen. An ganz hervorragende Kriegshelden iſt er vereinzelt mit dem Bildnis Friedrichs des Großen und mit einem Bruſtſtern, ebenfalls mit dieſem Bildnis, verliehen worden. Dies „Großkreuz erhielten 1866 der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl. Es gibt, wie bekannt, von dieſem Orden auch eine am 31. Mai 1842 von Friedrich Wilhelm IV. geſtiftete Friedensklaſſe für Wiſſenſchaften und Künſte, deren Mitgliederzahl auf 30 begrenzt iſt und an deren Spitze ein Kanzler ſteht. Neben dieſem Kriegsorden hat Preußen noch das von Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 30. September 1806 für Auszeichnung vor dem Feind geſtiftete Militärehrenzeichen für Soldaten vom Feldwebel abwärts. Es wird in zwei Klaſſen als ſilberne Medaille und ſilbernes Kreuz, ferner als goldenes Militärverdienſtkreuz verliehen und am ſchwarzen Band getragen. Die Medaille trägt die Aufſchrift „Kriegsverdienſt“ inmitten eines Lorbeerkranzes auf der Rückſeite den königlichen Namenszug. Der Inhaber des Militärverdienſtkreuzes und Militärehrenzeichens erſter Klaſſe empfängt eine Penſion von 9 und 3 Mark monatlich. Wie man ſieht, beſitzt Preußen alſo Kriegsorden in jeder Stufe, für Offiziere und Mannſchaften unterſchiedslos das Eiſerne Kreuz, wenn man will den Volkskriegsorden, dann Pour le mérite für Offiziere, und das Militärverdienſtkreuz und

das Militärehrenzeichen. Kriegsorden in Deutſchland beſitzen neben Preußen die andern Königreiche und die Großherzogtümer. In Bayern ſtiftete König Maximilian Joſeph am 1. Januar 1806 den nach ihm benannten Max-Joſephorden in drei Klaſſen (Großkreuz, Kommandeure und Ritter), den höchſten bayeriſchen Militärverdienſtorden, ein von goldener Krone überhöhtes, weiß emailliertes goldenes Kreuz, deſſen blau emailliertes rundes Mittelſchild den Namen des Stifters, auf der Kehrſeite des Ordens den Spruch: Virtuti pro patria (Der Tapferkeit fürs Vaterland) trägt, am ſchwarzen durch einen weißen und einen blauen Streifen begrenzten Band zu tragen. Mit der Verleihung des Ordens an Inländer iſt der perſönliche Adel verknüpft. Neben dieſer Auszeichnung hat König Ludwig II. am 19. Juli 1866 noch einen Militärverdienſtorden geſtiftet für hervorragende Verdienſte um die Armee, der in Großkreuze, Großkomture, Komture, Offiziere (ſeit 1900) und Ritter erſter und zweiter Klaſſe zerfällt, dazu Inhaber des Militärverdienſtkreuzes. Das Ordenszeichen iſt ein achtſpitziges, dunkelblaues, emailliertes Kreuz mit dem gekrönten Namenszug L und der Umſchrift „Merenti“ (Dem Würdigen) in der Mitte, um deſſen Ecken goldene Flammen ſchlagen, die bei den Ritterkreuzen fehlen; das Band iſt weiß gewäſſert mit zwei hellblauen Randſtreifen. Württemberg beſitzt einen Kriegsorden in dem als Militär-Karlsorden von Herzog Karl Eugen am 11. Februar 1759 geſtifteten, 1799 vom damaligen Herzog, nachmaligen König Friedrich I. erneuerten, 1818 von König Wilhelm mit neuen Statuten verſehenen Orden, der vier Klaſſen hat (Großkreuze, Kommandeure erſter und zweiter Klaſſe und Ritter) und mit dem der Erwerb des perſönlichen Adels verbunden iſt; ein weiß emailliertes Kreuz, im weißen Mittelſchild ein grüner Lorbeerkranz innerhalb eines blauen Reifens mit der goldenen Umſchrift „Furchtlos und treu“

an dunkelblauem Band. Noch eine Klaſſe mehr, fünf Klaſſen, zählt der ſächſiſche Kriegsorden, der Militär-St.-Heinrichs-orden, der nach Kaiſer Heinrich II. dem Heiligen benannt, am 7. Oktober 1736 vom Kurfürſten Friedrich Auguſt II. geſtiftet iſt, deſſen Statuten vom 23. Dezember 1829 am 9. Dezember 1870 einen Nachtrag erhielten, und der für im Feld erworbene Verdienſte verliehen wird. Die Mitglieder, deren Großmeiſter der König iſt, zerfallen in Großkreuze, Kommandeure erſter und zweiter Klaſſe und Ritter. Das Ordenszeichen iſt ein achtſpitziges goldenes Kreuz mit breiter, weißer Einfaſſung, auf deſſen rundem, gelb emailliertem Mittelſchild ſich das Bild Kaiſer Heinrich II. befindet. In der blauen Einfaſſung des Schildes ſteht (ſeit der Erhebung des Kurfürſten von Sachſen zum König) die Inſchrift Friedericus Augustus D. G. Rex Saxoniae instauravit (Friedrich Auguſt von Gottes Gnaden, König von Sachſen hat ihn geſtiftet). Auf der Kehrſeite des Kreuzes iſt das kleine ſächſiſche Wappen und in der blauen Einfaſſung die Inſchrift „Virtuti in bello“ (Für Tapferkeit im Krieg). Die vier Kreuzwinkel ſind mit grünen Zweigen des Rautenkranzes ausgefüllt. Über dem Kreuz iſt eine Königskrone. Das Ordenszeichen wird an himmelblauen Band mit zitrongelber Einfaſſung getragen, und zwar von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem achteckigen goldenen Stern auf der linken Bruſt, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von der erſten Klaſſe zugleich mit einem Stern, von den Rittern im Knopfloch. Dem Orden ſchließen ſich als fünfte Klaſſe die am 17. März 1796 für Unteroffiziere und Gemeine geſtifteten goldenen und ſilbernen Militärverdienſtmedaillen an.

Von den Kriegsorden der Großherzogtümer Baden, Heſſen, Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg iſt der badiſche der älteſte, der von Großherzog Karl Friedrich am 4. April 1807

für militäriſches Verdienſt geſtiftete Karl-Friedrich-Orden, der in Großkreuze, Kommandeure erſter und zweiter Klaſſe und Ritter geteilt iſt; ein weiß emailliertes achtſpitziges Kreuz, auf deſſen rundem, rot emaillierten Mittelſchild innerhalb eines grünen Randes mit der Inſchrift „Für Badens Ehre“ der Namenszug des Stifters Karl Friedrich angebracht iſt. Das Kreuz umgibt ein von einer Krone überhöhter Lorbeerkranz; es wird an einem weiß eingefaßten roten Band mit einem gelben Mittelſtreifen getragen. Die beiden Kriegsorden von Heſſen und Mecklenburg-Schwerin folgen in der Zeit ihrer Stiftung ſich ſchnell. Der von Ludwig II. von Heſſen am 1. Mai 1840 geſtiftete, nach Philipp dem Großmütigen benannte Philippsorden, der in Großkreuze, Komture erſter und zweiter Klaſſe und Ritter erſter und zweiter Klaſſe zerfällt, an hochrotem, blau eingefaßten Band zu tragen, iſt ein achtſpitziges, einwärts ausgeſchweiftes, weiß emailliertes Kreuz mit goldener Einfaſſung, deſſen blaues Mittelſchild innerhalb eines weißen Randes mit der Umſchrift: Si deus nobiscum quis contra nos (Wenn Gott mit uns, wer dann wider uns) das goldene Bruſtbild Philipps des Großmütigen zeigt. Das Mecklenburg-Schweriſche Militärverdienſtkreuz, am 5. Auguſt 1848 von Großherzog Friedrich Franz für Auszeichnung im Krieg geſtiftet und 1870 und 71 erweitert, ein Kreuz aus Geſchützmetall mit der Inſchrift „Für Auszeichnung im Krieg“, wird an rotem Band mit ſchmaler blauer und gelber Einfaſſung, wenn nicht unmittelbar vor dem Feind erworben, am Band des Hausordens der Wendiſchen Krone getragen. Neueſten Datums iſt das jüngſt von dem Großherzog von Oldenburg geſtiftete Friedrich-Auguſt-Kreuz als eine Kriegsauszeichnung für Offiziere und Mannſchaften im Felde ſowie für die, die zur Linderung der Kriegsleiden in der Heimat beigetragen haben. Das Kreuz wird in zwei Klaſſen verliehen und am Band getragen.

Das uns befreundete Öſterreich-Ungarn beſitzt nur wenig Kriegsorden. Unſerm Pour le mérite entſpricht als höchſter öſterreichiſcher Kriegsorden der von der Kaiſerin Maria Thereſia geſtiftete und nach ihr benannte Maria-Thereſia-Orden, der zur Erinnerung an den Sieg bei Colin als Stiftungsdatum den 18. Juni 1757 erhielt. Er war von Anfang an Kriegs- und ausſchließlicher Offiziersorden, der jetzt vier Klaſſen hat, ein goldenes, weiß emailliertes ſowie golden eingefaßtes Kreuz mit breiten Enden, deſſen rundes rotes Mittelſchild einen goldbordierten weißen Balken und die Umſchrift „Fortitudini“ (Für Tapferkeit) in goldenen Buchſtaben zeigt. Auf der Kehrſeite liegt der ſchwarz emaillierte, von einem Lorbeerkranz umgebene Namenszug M T F (Maria Thereſia und Franziskus, ihr Gemahl) auf weißem Grund. Das dreiſtreifige Ordensband iſt in der Mitte weiß, an beiden Seiten ponceaurot. Der Orden, den auch Offiziere fremder Heere erhalten können, bringt zugleich den erblichen Ritterſtand mit ſich und auf ein dahingehendes beſonderes Bittgeſuch ſogar den erblichen Freiherrnſtand. Anſpruch auf ihn begründen nur „derartige tapfere Taten, die jeder Offizier von Ehre ohne den geringſten Vorwurf auch hätte unterlaſſen können, die aber dennoch mit ausgezeichneter Klugheit, Tapferkeit und aus ſelbſteigenem freiwilligem Antrieb unternommen worden ſind. Gleichen Anſpruch begründen kluge, für den Kriegsdienſt erſprießliche Ratſchläge, die Oberoffiziere nicht nur an die Hand gegeben, ſondern auch mit vorzüglicher Tapferkeit auszuführen geholfen haben.“ Das Großkreuz des Ordens können nur erlangen Armee-Oberkommandanten, Armee- oder Flottenkommandanten, die eine Hauptſchlacht gewinnen oder durch eine Reihe glücklicher Gefechte einen erfolgreichen Feldzug führen, endlich Kommandanten eines großen und ſehr wichtigen Waffenplatzes, die durch mutvolle Zähigkeit bei der

Verteidigung der eigenen Hauptarmee wesentliche Vorteile bringen, dem Feind aber schweren Schaden zufügen. Das Kommandeurkreuz des Ordens ist für die Führer einer Flotte oder selbständig operierenden Truppenabteilung bestimmt, ebenso für Kommandanten eines bedeutenden Waffenplatzes, die sich durch besonders tapfere Taten hervorgetan haben. Generalstabsoffiziere usw. müssen gleichfalls hohe Leistungen vollbracht haben, um das Kommandeurkreuz erhalten zu können. Unserem Eisernen Kreuz entspricht in Österreich-Ungarn die Tapferkeitsmedaille, 1789 gestiftet und in zwei Klassen, einer goldenen und silbernen bestehend; seit 1848 gibt es von der silbernen Tapferkeitsmedaille eine größere und eine kleinere Abstufung. In ihren drei Klassen ist die Medaille für jene Soldaten des Mannschaftsstandes bestimmt, die sich durch tapfere und hochherzige Taten vor dem Feind ausgezeichnet haben, denen aber die Qualifikation zur Erlangung des nur für Offiziere gegründeten Maria-Theresia-Ordens fehlt. Eine tapfere Tat von entscheidender Wichtigkeit, zu deren Ausübung eine ganz besondere Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und Kraftanstrengung gehört, wird ohne Unterschied der Charge mit der goldenen, eine etwas mindere, aber immerhin hervorragende Tat mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille belohnt. Der Besitzer der kleinen silbernen Tapferkeitsmedaille kann bei einem erneuten Beweis von Tapferkeit und Mut sich noch die große silberne wie auch die goldene Medaille erwerben und alle die Ehrenzeichen gleichzeitig tragen. Eine ganz eigenartige Einrichtung besitzt Österreich-Ungarn in dem am 23. November 1801 gestifteten Verdienstkreuz für Militärgeistliche, das zwei Klassen, eine goldene und eine silberne, hat und für vorzügliche, strenge und mit Gefahr verbundene Pflichterfüllung in der Militärseelsorge auf dem Schlachtfelde oder sonst in Feindesgefahr und dann auch für eigene militärische Handlungen gegen den

Feind in Anführung oder Aneiferung der Truppen im Kampf und für perſönliche Mitwirkung dabei verliehen wird.

* * *

Die Unterbringung, Verpflegung und Beſchäftigung der Kriegsgefangenen iſt nach den Kriegsgeſetzen des deutſchen Heeres wie nach den Vereinbarungen der Haager Friedenskonferenz am 29. Juli 1899 geregelt. Die Kriegsgefangenen ſind Gefangene des Staates, nicht der Perſonen oder Abteilungen, die ſie fingen. Außer Waffen, Pferden und Schriftſtücken militäriſchen Inhalts verbleibt ihnen ihr perſönliches Eigentum. Bei Kriegsausbruch wird in jedem der kriegführenden Staaten und auch in den neutralen Staaten, die Angehörige einer der Kriegsparteien in ihr Gebiet aufgenommen haben, eine Auskunftsſtelle über die Kriegsgefangenen errichtet, die die Aufgabe hat, alle die Kriegsgefangenen betreffenden Anfragen zu beantworten, und hierfür die nötigen Angaben von den zuſtändigen Dienſtſtellen erhält, die ferner alle zum perſönlichen Gebrauch dienenden Gegenſtände, Wertſachen, Briefe uſw. ſammelt, die auf den Schlachtfeldern gefunden oder von den in Krankenhäuſern und Lazaretten geſtorbenen Kriegsgefangenen hinterlaſſen werden, und den Berechtigten zuſtellt. Die Hilfsgeſellſchaften für Kriegsgefangene, die ordnungsmäßig nach den Geſetzen ihres Landes gebildet worden ſind und den Zweck verfolgen, die Vermittler der mildtätigen Nächſtenliebe zu ſein, erhalten von den Kriegsparteien für ſich und ihre bevollmächtigten Agenten jede Erleichterung innerhalb der durch die militäriſchen Maßnahmen und die Verwaltungsvorſchriften gezogenen Grenzen. Die Unterkunft der Kriegsgefangenen erfolgt in erſter Linie auf Truppenübungsplätzen und in Feſtungen. In Feſtungen werden Kaſematten, in Feſtungswerken leicht zu bewachende ſowie abgeſonderte Kaſernen mit Kriegsgefangenen belegt.

Auf den Truppenübungsplätzen kommen zunächſt die vorhandenen Schuppen, Stallungen, Zelte oder zerlegbare Baracken in Verwendung. Wenn dieſe Räume nicht ausreichen, werden neue Baracken, und zwar von den Kriegsgefangenen ſelbſt errichtet. Die auf den Truppenübungsplätzen vorhandenen maſſiven Baracken dienen in erſter Linie zur Unterbringung der eigenen Truppen während ihrer Ausbildung uſw. Nur wenn ſich auf den Truppenübungsplätzen nicht genügend Raum ſchaffen läßt, werden beſondere Lager für Kriegsgefangene in der Nähe offener Städte angelegt oder können im Einvernehmen mit den Zivilbehörden auch andere Unterkunftsräume wie alte Schlöſſer, alte Klöſter uſw. gewählt werden. Die Verlegung von Kriegsgefangenen in Bürgerquartiere iſt ausgeſchloſſen. Die kriegsgefangenen Offiziere, die den ihnen in dieſer Lage nach den Vorſchriften ihres Landes zukommenden Sold erhalten können, den ihre Regierung zurückzuerſtatten hat, werden ſtets von ihren Mannſchaften getrennt untergebracht. Beamte werden ebenſo wie die Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften behandelt, mit denen ſie in gleichem Rang ſtehen. In einer Stadt dürfen in der Regel nicht gleichzeitig Offiziere und Mannſchaften untergebracht werden. Für die Offiziere ſind z. B. in Bayern die Feſte Marienberg bei Würzburg, die Feſtung Oberhaus bei Paſſau und die Feſtung Ingolſtadt als Aufenthaltsorte beſtimmt. In Ingolſtadt ſowie in einigen anderen Standorten werden auch kriegsgefangene Mannſchaften untergebracht. Der Aufenthaltsort für Offiziere richtet ſich nach den zur Verfügung ſtehenden räumlichen Verhältniſſen; es können auch mehrere Offiziere in einen Raum kommen. Offiziersburſchen ſind nur in ganz beſchränktem Maß zugelaſſen und werden aus der kriegsgefangenen Mannſchaft genommen; für jeden Mann ſoll möglichſt eine Grundfläche von 2,5 qm gewährt werden. Die Mannſchaftsquartiere

werden aus vorhandenen Beſtänden ausgeſtattet und haben eine Lagerſtätte aus Stroh oder Strohſchüttung, unter Umſtänden Kopfpolſter und wollene Decke, Handtuch, Napf mit Meſſer, Gabel, Löffel. Die Unterbringungsräume enthalten die unbedingt nötigen Tiſche, Waſch- und Trinkgefäße, ſowie Vorrichtungen zum Aufhängen der Kleidungsſtücke. Die kriegsgefangenen Mannſchaften werden als Arbeiter dauernd und anſtrengend beim Aufbau von Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen, bei Hochwaſſerregulierungsprojekten, Meliorationen, Moorkulturen uſw. beſchäftigt. Zunächſt allerdings kommen Arbeiten zur Verbeſſerung von Platz- und Lagereinrichtungen in Betracht wie Inſtandſetzung von Wegen, Abholzungen, Rodungen, Einebnungen, Anpflanzungen, Anlage von militäriſchen Geländeverbeſſerungen, Verwendung im innern Wirtſchaftsbetrieb uſw. Die Abgabe einzelner Kriegsgefangener an Privatunternehmer zu Arbeitszwecken iſt unzuläſſig. Auch dürfen die Kriegsgefangenen nicht zu Arbeiten gebraucht werden, die den heimiſchen Arbeitern Konkurrenz machen. Eine Entlohnung der Kriegsgefangenen für geleiſtete Arbeiten erfolgt nicht. Für ihre Verpflegung wird täglich ein Verköſtigungsgeld von 60 Pfennig pro Mann gewährt, außerdem 10 Pfennig als Brotgeld, wofür der Kommandant eines Kriegsgefangenen-Lagers die Verpflegung zu liefern hat. Das Sanitätsweſen wird von dem zuſtändigen ſtellvertretenden Generalkommando geregelt. Beſondere hygieniſche Überwachung wird der Unterkunft, Baracken, Küchen, Aborten und dem geſundheitlichen Zuſtand der Gefangenen zugewandt: ſämtliche Gefangenen werden geimpft; genaue Unterſuchungen auf anſteckende Krankheiten wie Typhus, Cholera, Diphtherie, veneriſche Erkrankungen werden häufig vorgenommen. Sofort nach Eintreffen in den Gefangenendepots werden die Kriegsgefangenen gebadet und ihre Kleidungsſtücke desinfiziert. Offizieren darf die Erlaubnis zum

Ausgehen in die Stadt nicht erteilt werden. Eine Freilaſſung der Kriegsgefangenen gegen Ehrenwort iſt nicht erlaubt. Solche, die unter Bruch des Ehrenworts entweichen, werden nach dem Militärſtrafgeſetzbuch mit dem Tode beſtraft. Natürlich iſt man darauf bedacht, ihnen ihr Los nach Möglichkeit erträglich zu geſtalten, aber alle unangebrachten Rückſichten fallen naturgemäß fort.

V.

Mine und Torpedo / Luftſchiff / Eiſenbahn und Auto / Funkentelegraphie / Optiſche Signale

Der moderne Krieg arbeitet infolge der Fortſchritte der Technik auf allen Gebieten mit ganz andern Mitteln als der noch vor hundert Jahren. Heute wird er nicht mehr nur zu Land und See, auch unter Waſſer und in der Luft geführt. Bald, im Anfang des großen Krieges meldete der kleine Kreuzer „Augsburg“, daß er vor dem Hafen von Libau Minen gelegt habe, wodurch jeder Verkehr nach dieſem bedeutendſten Oſtſeehafen Rußlands geſperrt iſt. Während man früher nur von einem Minenkrieg zu Lande ſprechen konnte, darf man jetzt auch von einem ſolchen zur See ſprechen. Man kennt die Seeminen ſeit dem Krimkrieg, aber erſt im amerikaniſchen Sezeſſionskrieg kamen ſie zur praktiſchen Wirkung: zwei nordſtaatliche Kriegsſchiffe wurden zerſtört, eine Reihe anderer ſchwer beſchädigt. Seitdem ſind dieſe modernen Kriegsmittel derart vervollkommnet, daß man ſie, ſtatt wie früher nur defenſiv zu verwenden, jetzt auch offenſiv gebrauchen kann. Es gibt Stoß-, Streu- und Beobachtungsminen: Die elektriſchen Stoßminen bilden den Hauptteil der Minenſperre, die zur Verteidigung von Hafeneinfahrten oder Meerengen in zwei oder mehreren Treffen von zwei bis drei Minenreihen gelegt wird. Man legt die Minen zwei bis vier Meter unter Waſſer. Die hohlen Keſſelblechgefäße werden nur zu einem Drittel ihres Raumgehaltes mit der Schießwolladung gefüllt und haben darum genügenden Auftrieb, um ſo hoch zu ſchwimmen, als ihnen ihr an einem ſchweren eiſernen Schildanker befeſtigtes Ankertau geſtattet. Auf der Oberfläche der Seeminen ſitzen fünf durch Bleikappen geſchützte, geſchloſſene, mit Schwefelſäure gefüllte Glasgefäße. Beim Anſtoß eines Schiffes biegen ſich die Schutzkappen und zerbrechen die Gläſer, die Flüſſigkeit ergießt ſich auf ein darunter befindliches Trockenelement aus Zinkkohlenplatten; hierdurch wird ein elektriſcher, mit dem Zünder verbundener Stromkreis geſchloſſen, in jenem ein dünner Platindraht zum

Glühen gebracht und die Sprengung mittels einer explosiven Zündmasse bewirkt. Um das Passieren der eigenen Schiffe durch die Minensperre zu ermöglichen, wird eine Ausfallücke in den Stoßminen eingerichtet und durch Beobachtungsminen geschlossen, die verankert und außerdem mit dem Land durch ein Kabel verbunden sind, durch das ein elektrischer Strom geleitet werden kann. Wenn von der Landstation aus beobachtet wird, daß sich ein feindliches Schiff über der Mine oder dem Minenfelde befindet, so braucht nur durch einen Druck auf den elektrischen Apparat der Strom nach der Mine geleitet zu werden, um die Entzündung herbeizuführen. Die Streuminen, die ebenfalls verankert sind und von Kreuzern oder sogenannten Streuminendampfern durch besondere Einrichtungen vor feindliche Häfen oder in bestimmte, dem Feinde unbekannte Stellen eines Fahrwassers gelegt werden und im Kriegsfalle in flachen Meeren mit wenig Strömung wie der Ostsee eine Rolle spielen, sind so eingerichtet, daß sie erst nach einer bestimmten Zeit von selbst wirksam werden und ihre Wirksamkeit nach einer beliebig festzusetzenden Periode selbsttätig wieder abstellen. Bei ihnen erfolgt die Zündung, sowie die Mine von dem feindlichen Schiff angestoßen wird. In Glasröhren, die über die Mine hervorragen, befindet sich eine chemische Lösung, die sich, wenn beim Anstoßen die Glasröhre zertrümmert wird, auf ein Trockenelement ergießt, wodurch ein elektrischer Strom entsteht, der die Mine zur Entzündung bringt. Eine selbständige Tiefeneinrichtung bewirkt, daß die Minen sich stets in einer bestimmten Tiefe unter der Wasserfläche befinden. Die neuesten Minen sind auch mit einer Entschärfereinrichtung versehen, die die Minen unschädlich macht, sobald sie sich von ihrer Verankerung losgerissen haben. Aber es gelang noch nicht, eine brauchbare Zeiteinrichtung zu schaffen, durch die die Minenwirkung auf eine bestimmte Zeit beschränkt wird. Die

Verwendung der Streuminen auf hoher See iſt inſofern beſchränkt, als die Ankertaue, an denen ſie befeſtigt werden, zurzeit die Länge von 100 Metern nicht überſteigen. Die Wirkung der Minen iſt durch Steigerung der Sprengladung erhöht. Die Minen ſind jetzt mit 100 Kilogramm Schießwolle geladen. Der Angreifer kann ſich gegen eine Minenſperre der Konterminen bedienen, Seeminen mit ſehr großer Schießwolladung, bis zu 250 Kilogramm, die durch flache Boote möglichſt nahe an die Hindernislinie gebracht und dann auf elektriſchem Wege entzündet werden, wobei ſie alle im Umkreis von fünfzig Metern liegenden Stoßminen uſw. zerſtören und ſo eine Breſche in die Minenſperre ſchlagen, die dem Angreifer das Paſſieren geſtattet. Die Japaner haben noch ein Schutzmittel gegen die Seeminen mit Erfolg verwandt; ſie haben je zwei durch ein tief unter das Waſſer reichendes Stahldrahtſeil verbundene Torpedoboote nebeneinander über das Minenfeld hinwegfahren laſſen. Sobald das Seil hinter eine Seemine hackt, wird längs desſelben eine Sprengpatrone an die Seemine herangebracht und dieſe durch Sprengung der Patrone auf elektriſchem Wege zerſtört. Im Ruſſiſch-Japaniſchen Krieg ſind die Seeminen vorzugsweiſe als Küſtenverteidigungsmittel verwandt worden. Jetzt aber dienen ſie nicht nur dazu, vor die eigenen Küſten, Häfen und Flußmündungen gelegt zu werden, um ſie gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe zu ſchützen und eventuell ſogar eine Beſchießung der Küſte unmöglich zu machen, man verwendet ſie auch offenſiv, indem mit Minen ausgerüſtete Schiffe an die feindliche Küſte heranfahren, um die dortigen Häfen und Flußmündungen zu ſperren. Man legt ſogar Minenfelder auf hoher See in unmittelbarer Verbindung mit den Bewegungen und Operationen der Schlachtflotte, wobei man doppelte Zwecke verfolgt: entweder wird das Minenfeld unbemerkt vom Gegner gelegt, und man ver-

ſucht, ihn durch geſchicktes Manövrieren auf das Minenfeld zu ziehen, damit ſeine Schiffe auf die Minen auflaufen und zerſtört werden, oder man legt die Minen in offener Weiſe, ſo daß der Feind die Anweſenheit eines Minenfeldes erkennt, wodurch er von dem Befahren eines beſtimmten Seegebietes abgehalten und in eine taktiſch ungünſtige Lage gebracht werden ſoll, die dann von der eigenen Schiffsartillerie geſchickt ausgenützt werden muß. Deshalb ſind der Schlachtflotte aller Staaten Minendampfer beigegeben, die genügenden Vorrat an Minen mit ſich führen und mit Vorkehrungen zu ihrem ſchnellen Auslegen verſehen ſind. Man benutzt auch Torpedo- und Unterſeeboote dazu.

Sie bilden die zweite Waffe im Meer. Die Torpedoboote ſind gleichſam die Kavallerie des Meeres. Man kennt ſie ſchon ſeit dem amerikaniſchen Bürgerkrieg und weiß von dem berühmten Angriff des Leutnants Cuſtring der Nordſtaatenmarine auf das Panzerſchiff Albemarle, der es zum Sinken brachte. Von dieſem Spieren- oder Stangentorpedoboot des Jahres 1864 bis zu dem heutigen Torpedo iſt ein langer Entwicklungsweg; der Germantyp kam auf, auf der Schichauſchen Werft in Elbing wurde er gebaut in Exemplaren, die 35—45 Meter lang, 85—145 Tonnen groß waren und einen Tiefgang von etwa zwei Metern hatten. Allmählich wuchs die Größe der für den Gebrauch auf hoher See beſtimmten Torpedoboote, der Hochſeetorpedoboote, beträchtlich. Während man ſich in Deutſchland zu einem einheitlichen Syſtem größerer ſeefähiger und ſelbſtändiger Torpedoboote entſchieden hat, iſt in vielen Marinen neben dieſen auch eine bedeutend kleinere Gattung in ſehr großer Zahl vorhanden, die nur in nächſter Nähe einer Küſtenbefeſtigung zur örtlichen Verteidigung benutzt werden können. Die Torpedoboote, als Ein- und Zweiſchraubenboote gebaut, haben zur Erhöhung ihrer Steuerfähigkeit neben dem Heck- ein Bug-

ruder: ſie haben über Waſſer nur geringe Höhe, und vom Vorderſteven bis zum Kommandoturm ein ſtark auflaufendes, gewölbtes Deck, damit Geſchoſſe abprallen und das Seewaſſer ablaufen kann. Oft befindet ſich auch auf dem Achterdeck hinter dem Maſchinenluk ein zweiter Kommandoturm. Die Türme dienen als Kommando- und Steuerſtellen ſowie als Niedergänge zu den Offiziers- und Mannſchaftsräumen und tragen meiſt Schnellfeuerkanonen. Durchſichtsgläſer geſtatten das Ausguckhalten. Die Mannſchaftsräume ſind ſehr beſchränkt, da der größte Teil des Schiffsraumes von der Maſchinen- und Keſſelanlage nebſt Kohlenbunker in Anſpruch genommen wird. Der Vorderſteven iſt ſo ſtark als möglich, aus ihm ragen ein oder mehrere Lanzierrohre für die Torpedos heraus, die übrigen Lanzierrohre ſind auf dem Deck angeordnet. Der Kohlenvorrat iſt ſo groß, daß die Torpedoboote bei mäßiger Geſchwindigkeit transatlantiſche Reiſen machen können. Die meiſten Torpedoboote ſind auch mit einer Dynamomaſchine zum Betrieb eines elektriſchen Scheinwerfers ſowie eines Signalapparates ausgerüſtet; die Beſatzung iſt beſonders ausgebildet bei den Torpedoabteilungen und zählt 24 bis 50 Mann. Die Taktik ihres Angriffs iſt die, daß ſie in breiter Frontlinie, überraſchend und ſchnell, dem Feinde ſo nahe als möglich zu Leibe gehn, zuerſt die Bugtorpedos lanzieren und dann beim Abſchwenken die Breitſeittorpedos nachſchicken. Je geringer die von den Torpedos dem Feind gebotene Zielfläche iſt, deſto beſſer; dabei dürfen ſie aber nicht zu Unterwaſſerbooten werden, da bei dieſen die Verfolgung eines beweglichen Zieles durch keinerlei Hilfsmittel hinreichend ſicherzuſtellen iſt. Die Waffe der Torpedoboote iſt der Torpedo, der auch mannigfache Wandlungen bis zu ſeiner heutigen Geſtaltung durchmachte. Erſt Schwarzkopf machte den von dem öſterreichiſchen Seeoffizier Lupis erfundenen Fiſchtorpedo, dann nach dem Käufer und Verbeſſerer der Er-

findung Whiteheadtorpedo genannt, der die Form einer an beiden Seiten ſpitzen Zigarre hat, 4 bis 7 m lang iſt und einen Durchmeſſer von 30 bis 45 cm hat, dadurch, daß er ihn aus Hartbronze verfertigte ſtatt wie bisher aus Stahl, zu einer brauchbaren Waffe: er gleicht nur inſofern einem Geſchoß, als er die Seitenrichtung bei ſeinem Abgang aus dem Rohr des Schiffs oder Bootes erhält, dagegen ſeine Geſchwindigkeit und das Innehalten einer beſtimmten, vorher beliebig einzuſtellenden Tiefe ſelbſttätig hervorbringt. Der vorderſte Teil enthält eine Ladung mit naſſer Schießbaumwolle, deren Exploſion durch einen Perkuſſionszünder an der Spitze beim Auftreffen auf einen feſten Widerſtand hervorgerufen wird. Der Torpedo wird aus den ſogenannten Lanzierrohren gefeuert, die entweder Unterwaſſerrohre ſind, feſt im Schiff eingebaut, ſo daß durch Steuern mit dem Schiff Ziel genommen werden muß, oder ſich über Waſſer befinden, entweder feſt oder beweglich zum Nehmen von Höhen- und Seitenrichtung. In neuerer Zeit ging man faſt allgemein zu dem Schießen aus Unterwaſſerrohren als dem zuverläſſigſten über, weil hier der Übergang aus der Luft ins Waſſer und die damit verbundene Ablenkung wegfällt. Die Fiſchtorpedos koſten 6000 bis 9000 Mark das Stück. Heute iſt in allen Marinen die Whiteheadtorpedo von 45 cm Durchmeſſer eingeführt. Durch die neueſten Konſtruktionen iſt die Leiſtungsfähigkeit des Torpedo ſehr erhöht worden. Die Menge der im Torpedokopf gelagerten Sprengladung, die bei neueren Geſchoſſen bis 200 kg feuchte Schießbaumwolle beträgt, wurde dadurch geſteigert, daß man dem Torpedo ſtumpfere Kopfform gab. Der die zum Treiben der Maſchinen nötige Kraft liefernde Luftkeſſel der Torpedos wird jetzt meiſt aus Stahl gefertigt, wodurch ſich der Druck der komprimierten Luft auf 170 Atmoſphären ſteigern läßt. Durch gleichzeitige Verlängerung des Luftkeſſels wurde die Strecke,

die der Torpedo im Waſſer zurücklegen kann, weſentlich vergrößert, ſo daß ſeine praktiſch verwertbare Schußweite bei hinreichender, namentlich durch die allgemeine Anwendung der Obryſchen Steuervorrichtung ermöglichter, Treffähigkeit auf 1500 und ſelbſt 2000 m geſtiegen iſt, was den militäriſchen Wert der Torpedowaffe weſentlich erhöht hat. Die Geſchwindigkeit des Torpedos im Waſſer iſt bis auf 35 Seemeilen in der Stunde geſteigert worden. Dieſelbe Verbeſſerung wie Torpedoboot und Torpedo hat auch das Unterſeeboot durchgemacht; man hatte ſchon vor zwei Jahrhunderten verſucht, derartige Boote zu konſtruieren, aber ohne Erfolg. Da erbaute der frühere Schullehrer John P. Holland, der ſich ſtets für Marinefragen intereſſiert hatte, im Jahre 1896 mit einem Aufwand von mehr als 600 000 Mark in Baltimore ein neues Boot auf Rechnung der Vereinigten Staaten: er hatte faſt ſein ganzes Leben der Verfolgung der Idee des Unterſeebootes gewidmet und faſt dreißig Jahre lang an der Ausführung dieſer Idee gearbeitet. Daß er gegenüber allen früheren Erfindern einen ſo in die Augen ſpringenden Erfolg hatte, kam daher, daß er bei der Konſtruktion ſeines Bootes von allen kühnen und komplizierten Tauchvorrichtungen abſah und zum älteſten und einfachſten Gedanken, nämlich zum Einlaſſen und Wiederauspumpen des Waſſers, zurückkehrte. Das Boot bewährte ſich bei den Probefahrten, und nun wandte man ſich in allen Staaten dem Bau ſolcher Schiffe zu. In ſeinen Hauptzügen wurde das Hollandſche Boot für die Konſtruktion ſämtlicher jetzt gebräuchlicher Boote vorbildlich. Es zeigte bereits alle Teile, die auch die jetzigen, inzwiſchen natürlich ſehr vervollkommneten und beſonders durch die Arbeit deutſcher Techniker auf die erſt jüngſt bewieſene Stufe der Brauchbarkeit gebrachten Boote aufweiſen. Es hatte einen als Stand und Ausguck für den Kommandanten beſtimmten Turm, von dem

dieſer mit Hilfe optiſcher Einrichtung die Waſſeroberfläche überſehen konnte. Es war mit doppelten Wandungen ausgeſtattet, die in Zellen eingeteilt waren. Füllte man einige Zellen mit Waſſer, ſo ſank es innerhalb einer Minute ſo weit, daß nur noch der obere Teil des Turmes ſichtbar war. Füllte man weitere Zellen, ſo verſank es ganz. Durch Auspumpen des Waſſers ſtieg es wieder an die Oberfläche. Zur Atmung diente verdichtete Luft, beſondere Einrichtungen machten die ausgeatmeten Gaſe unſchädlich. Nach dem Erfolg der erſten Probefahrten des Hollandſchen Bootes begann in allen Staaten der Bau der Unterſeeboote, nur Deutſchland wartete die Erfahrungen ab, die man in anderen Ländern machte. Dann aber, als dieſe günſtig waren, förderte die deutſche Technik ihren Bau ſo raſch und energiſch, daß ein deutſches Unterſeeboot den Ruhm davontragen konnte, zum erſten Mal auf einem Kampffeld erfolgreich in Tätigkeit getreten zu ſein. Bereits im vorigen Jahr, Juni 1913, erklärte der engliſche Admiral Percy Scott, daß der Seekrieg hauptſächlich nur noch von Unterſeebooten geführt werden würde; die bisherigen defenſiven Funktionen der Kriegsſchiffe, feindliche Kriegsſchiffe abzuſchlagen, die Häfen bombardieren, zu blockieren oder Truppen landen zu wollen, fielen fort, da niemand mehr ſichtbar kommen werde, ſeit die unſichtbaren Unterſeeboote vorhanden ſeien; ebenſo entfielen die entſprechenden Funktionen der Offenſive. — Wenn die deutſchen Unterſeeboote ſo treffliche und gefährliche Kämpfer geworden ſind, haben ſie es nicht zuletzt der deutſchen Optik zu danken. Die Stärke des Bootes liegt bekanntlich in der Unſichtbarkeit, aber es muß, während es dem Feind verborgen iſt, ſelbſt alles ſehen, wenn es ſeine Offenſivaufgaben löſen ſoll. Dazu dient das Periſkop, mit deſſen Hilfe der Kommandant, während er mit ſeinem Fahrzeug ſich vier, ſogar ſechs Meter unter der Meeresoberfläche befindet, die Erſcheinungen auf dem

Meere zu beobachten, feindliche Schiffe zu erkennen und gegen ſie den zerſtörenden Torpedo zu richten vermag. Das Periſkop, der Umſchauer, iſt ein Stahlrohr, das einige Meter aus dem Schiffe herausragt, alſo in die Luft hinein, wenn das Boot noch unter Waſſer ſchwimmt. Man wählt ein nicht zu dünnwandiges Stahlrohr, damit leichtere Geſchoſſe das Inſtrument noch nicht zu zerſtören vermögen. Im Bereich des Feindes taucht es immer nur für kurze Augenblicke auf, während deren es kaum im Seegang bemerkt und mit Erfolg beſchoſſen werden dürfte. Das Innere des Rohres birgt ein Syſtem von Linſen und Prismen, die die auf die oberſte Linſe des Rohres fallenden Lichtſtrahlen durch das Rohr hindurch werfen und ähnlich wie bei einem gewöhnlichen Fernrohr zu einem Bild vereinigen, das wie beim Fernrohr durch ein Okular betrachtet werden oder auch auf einer Metallſcheibe erſcheinen kann. Das Periſkop entwirft ein Bild, deſſen Größe ungefähr dem mit dem bloßen Auge geſchauten entſpricht; in der Praxis hat ſich eine ganz beſtimmte mäßige Vergrößerung am beſten bewährt. Die Aufgabe, den ganzen Horizont abzuſuchen, hat das Rundblickſehrohr erfüllt, deſſen Objektivlinſe ſo geſtaltet war, daß ſie ein Bild des geſamten Horizonts ins Innere warf. Aber trotz der guten Wirkung war das Bild ſtark verkleinert. Zur Schätzung der Entfernungen ſollte ein zweites im Innern untergebrachtes gewöhnliches Periſkop ein Bild mit der üblichen, zum Entfernungsſchätzen geeigneten Vergrößerung werfen, aber der Winkel dieſes Mittelbildes war zu beſchränkt, als daß man dieſe Löſung ſchon die ſchließliche hätte nennen können. Erſt ein anderes Rundblick-Sehrohr war praktiſch durchaus brauchbar. Es gab dem Beſchauer anfangs zunächſt nur einen Ausſchnitt des Horizonts; man brauchte aber, um die ganze Meeresfläche abzuſuchen, nicht mehr das ganze Inſtrument zu drehen, ſondern nur ein im Innern befindliches

Prisma; durch das Drehen nimmt man gleichzeitig Kompaßpeilung des geſchauten in die Mitte des Geſichtsfeldes gebrachten Objekts, ſo daß der Kommandant ſofort das Lanzierrohr darauf richten kann. Der jetzige Krieg hat dem engliſchen Admiral, der indirekt den Wert der großen Schlachtſchiffe anzweifelte, bereits durch den Erfolg des U 9 Recht gegeben, der in kurzer Zeit drei Panzerkreuzer, alſo dreimal 12 200 Tonnen Kriegsſchiffsmaterial vernichtete.

* * *

Auf gleicher Höhe wie unſere Waffen und Kriegsmittel auf dem Meere ſteht unſere Luftflotte. Die Franzoſen, die bekanntlich ſich mit der Aviatik ebenſo eindringlich wie erfolgreich Jahre lang vor uns beſchäftigt hatten, erkannten die Fortſchritte Deutſchlands gelegentlich der Wiener Flugwoche im Sommer 1913, die den erſten Wettbewerb zwiſchen dem leichten franzöſiſchen und ſchweren deutſchen Flugweſen mit ſich brachte, durch den Mund des bekannten franzöſiſchen Fliegers Garros an: „Die neuen Rekorde der Deutſchen haben uns in das allergrößte Staunen verſetzt. Die Deutſchen ſind mit einem ausgezeichneten Material nach Wien gekommen und mit großartigen Fliegern, um uns eine Schlacht bezüglich der „Qualität des Fluges“ zu liefern; und wir haben hier Methoden kennen gelernt, die ſehr verſchieden von den unſerigen ſind, aber mindeſtens ebenſo gute Reſultate liefern. Die deutſchen Apparate haben u. a. einen größeren Aktionsradius als die unſerigen.“ Und im „Figaro“ konnte man auch eine Anerkennung über unſer Flugweſen leſen, die zwar kühl gehalten war, aber doch das Weſentliche richtig gab: „Die Deutſchen als Soldatenvolk haben auf die Vervollkommnung des Kriegsflugzeuges eine Sorgfalt, einen Eifer, eine Methode verwandt, die aus dem Militärflugweſen jenſeits des Rheins ein bedeutungsvolles Flugweſen gemacht

hat. Sie ſind bemüht geweſen, die wertvollen kriegeriſchen Eigenſchaften zu verwirklichen, lange, weit, hoch und ſchnell zu fliegen." Es ſteht heute feſt, daß unſer Luftſchiffweſen qualitativ wie quantitativ bedeutend über allen anderen ſteht. Man hatte ſich in Frankreich viel von den heimiſchen Flugzeugen verſprochen: das Marineflugweſen war zwar wenig entwickelt, aber das Landflugweſen ſollte, nach der Verſicherung franzöſiſcher Blätter, vorbildlich ſein. Von Zeit zu Zeit erfuhr man aber, daß die numeriſche Überlegenheit der Flieger nur auf dem Papier ſtehe und die Flugleiſtungen längſt nicht mehr den deutſchen Durchſchnitt erreichten. Vor zwei Jahren deckte ein offener Brief des Fliegerleutnants Clavenad unglaubliche Zuſtände auf: Die Fliegeroffiziere und Mannſchaften in den Kolonien hatten monatelang keinen Sold empfangen, man lieferte keine Flugzeuge, Diebſtähle waren an der Tagesordnung u. a. m. Ähnliches berichtete der General Lacroix aus den Fliegergarniſonen des Mutterlandes. Endlich entſchloß ſich die Regierung, den energiſchen General Hirſchauer an die Spitze des franzöſiſchen Flugweſens zu ſtellen; aber weder er noch eine parlamentariſche Unterſuchungskommiſſion vermochten Ordnung in das Chaos zu bringen. Neuerdings verlegte man die Offiziersfliegerſchulen von den Privatflugplätzen nach Verſailles, Reims und Lyon, legte dort Flugplätze von rieſenhaftem Umfang an und begann mit dem Ausbau der Flugzeuge. Von dieſen drei Plätzen wurde Reims von den Deutſchen genommen, und damit fielen uns in die Hände zehn Eindecker (Blériot und Deperduſſin) und zwanzig Doppeldecker (Breguet und Farman) nebſt einer großen Anzahl von Gnom-Motoren. Frankreich beſaß vor dem Krieg zwei verſchiedene Flugzeugtypen, die leichte einſitzige ſehr ſchnelle Erkundungsmaſchine und das ſchwere gepanzerte Flugzeug, das als Angriffswaffe dienen ſollte. Es hatte am 1. Januar 1914 13 verwendungsfähige Kriegs-

luftſchiffe, nämlich 9 Prall-, 3 halbſtarre Schiffe und 1 Starr-ſchiff, außerdem 1 Verkehrsprallſchiff und 1 Schiff im Bau. Man hat nun die Frage aufgeworfen, ob Frankreich — denn England und Rußland kommen nicht in Betracht — uns den Zeppelin nachmachen könnte. Es hat ſich bekanntlich genau den am 3. April 1913 verſehentlich bei Luneville gelandeten Zeppelin angeſehen, aber praktiſch verwertet hat es die damals erworbenen Kenntniſſe nicht: auch der franzöſiſche Lenkballon „Spieß", eine ſtarke Nachahmung des Zeppelin, hatte bisher keine Nachfolger, aus dem einfachen Grund, da er ſelbſt noch viele Mängel hatte, die noch nicht behoben werden konnten. Bekanntlich hat es jahrelanger praktiſcher unermüdlicher Verſuche gebraucht, ehe auch unſere Luftſchiffe ſo techniſch vervollkommnet wurden, wie ſie es heute ſind. Man denke z. B. an die Verſuche mit dem Schütte-Lanz- und Veeh-Luftſchiff! In welchem Anſehen unſer Flugweſen bei den Feinden ſtand, erſieht man auch daraus, daß Engländer und Ruſſen Parſevals beſitzen, daß auch eins von den zwei japaniſchen Schiffen ein Parſeval iſt. England hat erſt ſpät mit dem Ausbau der Luftflotte begonnen: noch im Jahre 1908/09 wurden nur 165 000 Mark aufgewendet. 1912 wurde das Royal Flying Korps gegründet, und nun machten ſich raſche Fortſchritte bemerkbar. Anfangs dieſes Jahres 1914 wurden die wenigen Luftſchiffe der Flotte übergeben. Zwei waren im Bau. Die Armee verfügt alſo nur über Flugzeuge. Es gibt 6 Fliegergeſchwader, und für die Armee ſind zuſammen 165 Offiziere und 1264 Mann im Flugdienſt tätig. Die Flugzeuge gehören den verſchiedenſten Typen an; meiſt ſind es Zweidecker, von denen verſchiedene aus Deutſchland bezogen wurden. Bei Ausbruch des Krieges waren 176 Flugzeuge, darunter 136 britiſchen Urſprungs, verwendungsfähig. Das Marineflugzeugweſen iſt gut ausgebildet. Der Mangel an Offizieren hat zur Einſtellung vieler

Zivilflieger gezwungen. Es gibt 7 Marineflugzeugſtationen, in Farnborough, Leven (Firth of Forth), Cromary, Yarmouth, Felixtow, Calshot (Southampton), und Isle of Grain. In Rußland, wo Anfang 1914 2 Luftſchiffe im Bau waren, war man ſeit Jahren um die Schaffung einer Luftflotte bemüht, aber, da die Zivilkreiſe nur ein mangelhaftes Intereſſe zeigten und leiſtungsfähige Flugzeugfabriken fehlen, mit nur geringem Erfolg. Auf dem Papier ſtehen an Armeefliegertruppen der Front 20 Kompagnien zu je 4 Flugapparaten und 2 Reſerveflugzeugen. Ausgebildete Zivilflieger waren 124 vorhanden. Die Marine verfügt über eine einzige Station, Libau, die aber wohl von unſerem Kreuzer „Augsburg" in Brand geſchoſſen ſein dürfte. Sonſt wurden bisher nur Verſuche mit Waſſerflugzeugen angeſtellt. Über den militäriſchen Wert der Luftfahrzeuge iſt man ſich ſeit geraumer Zeit durchaus im Klaren. Man ſah in ihnen zunächſt hervorragende Beobachtungs- und Erkundungsmittel und kam nach vielen Verſuchen dazu, die Luftſchiffe für die ſtrategiſche Fernaufklärung, die Flugzeuge für die taktiſche Nahaufklärung zu verwenden, was mit der Größe des Aktionsradius zuſammenhängt und weshalb die Luftſchiffe in der Regel den Armeen, die Flugzeuge den Armeekorps und den Diviſionen zugeteilt werden. Gegenüber den großen Verbeſſerungen auf dem Gebiet der Luftſchiffahrt hat man die Frage aufgeworfen, ob dadurch die Kavallerie nicht entbehrlich oder wenigſtens beſchränkt werden könne, worauf Max von Schreibershofen mit größtem Recht antwortete: Selbſt wenn man von der ſchlachtentſcheidenden Tätigkeit der Reiterwaffe ganz abſehen will, die ja trotz aller Verbeſſerung der Schußwaffen für alle Zeiten beſtehen bleibt, ſo iſt ſie auch bei der Aufklärung unentbehrlich. Die Luftfahrzeuge ſind noch immer zu abhängig von den Witterungseinflüſſen, zu wenig zuverläſſig in ihrem ganzen Betrieb, als daß ſich ein Führer unbedingt auf ſie

verlaſſen könnte. Er muß aber Aufklärungsorgane zur Verfügung haben, die bei jeder Jahres- und Tageszeit, bei jeder Witterung, bei jeder Geländegeſtaltung richtig und zuverläſſig arbeiten. Und in dieſer Hinſicht iſt der Meldereiter der Kavallerie noch immer auch dem techniſch am beſten gebauten und am geſchickteſten geführten Luftfahrzeug überlegen. Dieſe können die aufklärende Tätigkeit der Kavallerie wohl in ſehr ſchätzenswerter Weiſe ergänzen, aber niemals vollſtändig erſetzen. Der Kavallerie gegenüber haben die Luftfahrzeuge den großen Vorteil, daß ſie über die vorderſten feindlichen Linien hinwegfliegen und feſtſtellen können, was ſich dahinter befindet. Eine Kavalleriepatrouille vermochte wohl zu erkunden, bis wohin der Feind vorgedrungen war, welche Orte von ihm noch nicht beſetzt waren, ſie war aber ſelten in der Lage, durch die vorderen Linien hindurchzuſtoßen und zu beobachten, was ſich hinter dem Schleier der Deckungs- und Sicherungstruppen abſpielte. Aber ſelbſt wenn ihr dies einmal ausnahmsweiſe gelungen war, ſo konnte ſie die Meldungen über ihre Beobachtungen nur ſchwierig zurückbringen. Ganz anders die Luftfahrzeuge. Von dieſen wird gerade verlangt, daß ſie die feindlichen Hauptkräfte, den Verbleib des Gros der feindlichen Armee, Verſchiebungen der Reſerven, Eintreffen neuer Verſtärkungen erkennen und rechtzeitig melden. Um dies letztere ausführen zu können, iſt es notwendig, daß alle Fahrzeuge mit funkentelegraphiſchen Apparaten ausgerüſtet werden, durch die ſie mit den bei den höheren Kommandobehörden befindlichen Funkenſtationen in Verbindung treten können. Die Möglichkeit, jederzeit Meldungen abſenden zu können, iſt wichtiger als ſelbſt Nachrichten zu erhalten. Die modernen Kriegsluftſchiffe ſind jetzt durchgehend mit Funkenſtationen verſehen. Die anfangs gehegte Befürchtung, daß dadurch die Feuers- und Exploſionsgefahr geſteigert würde, hat ſich durch entſprechende Konſtruktionsverbeſſer-

ungen beſeitigen laſſen. Bei den Flugzeugen iſt dieſe Einrichtung noch nicht überall erfolgt. Sie iſt hier aber auch nicht ſo wichtig, weil die Ziele für die Aufklärung und damit auch die Fahrtdauer beſchränkter ſind. Die Flugzeuge werden deshalb auch im allgemeinen ſchneller zurückkehren, ſo daß die mündlich überbrachten Beobachtungen noch immer rechtzeitig eintreffen werden. Eine beſondere Bedeutung haben die Flugzeuge für das Schießen der Artillerie gewonnen, ſeitdem dieſe Waffe zur Vermeidung eigener Verluſte die verdeckten Aufſtellungen bevorzugt. Die Stellung der gegneriſchen Artillerie läßt ſich deshalb nicht mehr genau erkennen. Hier kann nun ein Flugzeug von außerordentlicher Bedeutung ſein. Schon bei geringer Höhe kann der Beobachter die Deckung überſehen und beobachten, was ſich dahinter befindet. Mit Leichtigkeit kann er die Aufſtellung der feindlichen Artillerie erkennen und ſie in einer Skizze oder auf einem Kartenausſchnitt eintragen. Während des Schießens kann er das Einſchlagen des Geſchoſſes beobachten und erkennen, ob die Batterie richtig eingeſchoſſen iſt, ſowie etwaige notwendige Verbeſſerungen melden. Man hat natürlich, als die Gefahr einer Aufklärung von oben auftrat, darauf geſonnen, ihr nach Möglichkeit zu begegnen, und als das wirkſamſte Mittel die Beſchießung durch Infanterie und Artillerie gefunden. Die durch Infanterie hat ſich im allgemeinen als wenig erfolgreich bewieſen: die Hülle eines Luftſchiffes kann ſchon von zahlreichen Schüſſen getroffen ſein, ehe es gelingt, das Schiff durch Gasentſtrömung zum Sinken zu bringen. Wenn ſich das Luftſchiff in entſprechender kriegsmäßiger Höhe hält, die immer noch eine gute Beobachtung zuläßt, iſt es für gewöhnliches Artilleriefeuer ziemlich unverwundbar. Ein Beſchießen der Flugzeuge verſpricht wegen der Kleinheit der Zieles und der Schnelligkeit ihrer Fortbewegung wenig Erfolg. Eine Verwundung des Fliegers und eine Beſchädigung

des Motors und der Steuervorrichtung kann nur durch Zufallstreffer erreicht werden. Wirkungsvoller iſt in beiden Fällen die Beſchießung durch die Artillerie. Sowohl mit der gewöhnlichen Feldkanone wie mit den Haubitzen laſſen ſich gute Erfolge erzielen. Dieſe ſteigern ſich bei Anordnung beſonderer Ballonabwehrkanonen, welche für das Nehmen der Höhenrichtung und für das Richten beſondere Einrichtungen beſitzen. Derartige Ballonabwehrkanonen gibt es im Land- wie im Seeheer, ſelbſt die Unterſeeboote werden mit verſenkbaren Maſchinengewehren und Schnellfeuergeſchützen verſehen, die hauptſächlich zum Kampf gegen die feindlichen Luftfahrzeuge beſtimmt ſind. Die Geſchoſſe, die aus den Ballonabwehrkanonen verfeuert werden, haben eine beſondere Einrichtung erhalten, damit ſich ihr Flug in der Luft beobachten läßt. Am Ende des Geſchoſſes befindet ſich ein Rauchentwickler, der die Flugbahn dem Auge des Beobachters ſichtbar macht. Man kann auf dieſe Weiſe ſofort die Lage der Flugbahn zum Ziel erkennen und die notwendigen Verbeſſerungen anbringen, um das Geſchoß in das Ziel zu bringen. Weitere Einrichtungen bezwecken, die Wirkung am Ziel zu vergrößern, namentlich eine Brandwirkung hervorzubringen, um die Hülle des Luftſchiffes ſchnell zu zerſtören. Darum ſind heute die Flugzeuge in ihren wichtigſten Teilen, dem Sitz des Fliegers und Beobachters, und einigen Teilen des Motors und der Steuervorrichtung gepanzert. Aber nicht nur zur Verteidigung, auch zum Angriff ſind die modernen Flugzeuge gerüſtet, ſie ſind mit Maſchinengewehren, zum Teil ſogar mit Schnellfeuerkanonen kleineren Kalibers bewehrt. Auch die Flugzeuge haben Maſchinengewehre. Wenn ein Kampf zwiſchen zwei Flugzeugen wohl ſelten ſtattfinden wird, da ſie ſich vielmehr wie die Kavalleriepatrouillen gegenſeitig aus dem Wege gehen und lediglich ihre Erkundungstätigkeit ausüben werden, iſt ein Angriff von Flug-

zeugen gegen ein Luftſchiff, das durch ſeine Größe und Bedeutung den Kampf lohnt, gewiß, und ſeine Vernichtung würde auch die Einſetzung mehrerer Flugzeuge rechtfertigen. Dieſe werden das Luftſchiff einerſeits mit ihren Maſchinengewehren beſchießen und namentlich verſuchen, die Beſatzung zu treffen, andererſeits aber werden ſie verſuchen, ſich über das Luftſchiff zu erheben, um von oben Bomben, Sprengpatronen, Brandpfeile und dergleichen auf das Schiff zu werfen, um dieſes zu zerſtören. Es ſind für dieſen Zweck ſchon die verſchiedenſten Geſchoſſe und Feuerwerkskörper gebaut. Das Abwerfen von Sprengbomben vom Flugzeug und das Treffen beſtimmter Ziele auf dem Erdboden trotz Eigengeſchwindigkeit und Windeinflüſſen iſt eine noch nicht ganz gelöſte Aufgabe. Man hat aber Zielapparate gebaut, die eine ſelbſttätige Berückſichtigung des Windes und der Eigengeſchwindigkeit geſtatten, ſo daß nach richtiger Einſtellung des Apparates wie beim Gewehr oder Geſchütz gezielt werden kann. So hat man alſo alles getan, um den Luftkrieg ſowohl defenſiv wie offenſiv aufs beſte vorzubereiten. Intereſſant iſt, was einer der Mitarbeiter Zeppelins, Dr. Hugo Eckener, noch in Friedenszeiten über die Möglichkeiten geäußert hat, die ſich in einem Krieg in der Luft ergeben könnten. Er kommt zu dem Schluß, daß die Lenkballons, namentlich wenn ſie in einer Form auftreten wie die Zeppeline, weit überlegen ſeien. Überhaupt hätten dieſe immer noch keine Konkurrenten, die ſich ebenbürtig an ihre Seite ſtellen könnten. Die anderen Militärmächte machten deshalb die größten Anſtrengungen, ein gleichwertiges Luftſchiff zu bauen. Bei einer Mobilmachung könnten die Zeppeline infolge ihrer langen Fahrtdauer und ihrer gewaltigen Tragfähigkeit ſowie der Möglichkeit, mit drahtloſen Apparaten ausgerüſtet zu werden, ſehr ſchnell bis tief in das feindliche Land dringen und den Truppenaufmarſch auf ſchnellſtem Wege der Heeresoberleitung

melden. Dr. Eckener erklärt, daß die Hoffnung der französischen Militärbehörden allein nur darum auf den Flugzeugen beruhe, weil sie kein wirklich brauchbares Motorluftschiff aufzuweisen hätten, das mit den Leistungen der Zeppeline Schritt halten könne. Diese hätten heute bereits die Geschwindigkeit der Flugzeuge übertroffen. Fernerhin seien sie jetzt von atmosphärischen Einflüssen, von stürmischen Winden und böigem Wetter ebenso unabhängig wie von den Sonnenböen an heißen Sommertagen. Auch eine Verfolgung der Zeppeline oder ihre Vernichtung durch Flugzeuge ist nur in ungewöhnlichen Fällen möglich. Das Luftschiff hat nämlich eine viel größere Steigfähigkeit als die Flugzeuge und übertrifft sie darin um mehrere Minutenmeter. Bei einer Begegnung eines Zeppelins mit einem Flugzeug kann also der Zeppelin viel schneller aufsteigen und über das Flugzeug gelangen und es durch Bombenwürfe vernichten. Nach den Angaben Dr. Eckeners könnte durch einen Zeppelin eine Anzahl von 30 Flugzeugen zerstört werden, bevor ein Flugzeug einen Zeppelin zu zerstören imstande wäre. Welche Meinung man von den Zeppelinen im Auslande hat, geht aus der Erklärung eines zur Instruktion der Londoner Militärbehörden eigens aus Antwerpen verschriebenen hervorragenden belgischen Aviatikers hervor: es bestehe wenig Hoffnung, ein eventuelles Bombardement Londons durch die Zeppeline wirksam zu verhindern. In Antwerpen sei ein Zeppelin nachts erschienen; er warf sieben Bomben ab, die mit ungeheurem Getöse explodierten. Eine Prüfung der Bombensplitter habe eine kolossale Durchschlagskraft ergeben. Die Verfolgung des Zeppelin war völlig unmöglich, denn als er sich durch Scheinwerfer entdeckt sah, flog er auf 1500 Meter Höhe, wo man ihn aus dem Gesicht verlor. Außerdem mußte man das gegen das Luftschiff eröffnete Bombardement einstellen, weil die nutzlos gegen den Ballon geschleuderten

Geſchoſſe wieder auf die Stadt niederfielen und mehr Schaden anrichteten, als der Zeppelin ſelbſt geſtiftet habe, und mehrere Einwohner töteten. Die Beſchießung eines Zeppelin erſcheint alſo ganz ausſichtslos trotz aller Scheinwerfer und Spezialkanonen. Ebenſo nutzlos, erklärt der Belgier, ſei aber auch die Verfolgung eines Zeppelins durch Aeroplane. Man denke nur daran, wie lange ein ſolcher brauche, um höher zu kommen als ein Lenkballon und zugleich deſſen Feuer auszuweichen. Man denke ferner an die Schwierigkeiten eines nächtlichen Fluges unter ſo gefährlichen Umſtänden. Man denke ſchließlich an die Schwierigkeiten, einen Zeppelin bei Nacht raſch zu entdecken, während der Flieger durch das Lichtermeer der unten liegenden Stadt und die Reflektoren geblendet werde und obendrein wie in Antwerpen in ſteter Gefahr ſei, in das Feuer der auf den Zeppelin ſchießenden Kanonen und Gewehre zu geraten. Dazu komme, daß jeder Zeppelin dreißig Mann Beſatzung habe und vier überaus ſtarke Maſchinengewehre in der Vorder-, Hintergondel ſowie oben auf dem Ballon ſelbſt beſitze. Beim Kreuzfeuer dieſer Mitrailleuſen beſtehe ſchlechterdings keine Möglichkeit für den Flieger, ſich einem Zeppelin zu nähern. Es wäre nutzloſer Heroismus belgiſcher Aviatiker. Der Bericht ſchließt: „Kurz und gut: gegen die Zeppeline gibt es alſo kein ſicheres Abwehrmittel. Es ſind ganz furchtbar bewaffnete Luftſchiffe, außerdem leicht manövrierbar und befähigt, eine Fahrt von 700 bis 800 Kilometern mit größter Leichtigkeit auszuführen." Ein Zeppelinangriff auf London erſcheint dem Belgier alſo durchaus als möglich, und der Graf ſelbſt rechnet ja auch gewiß mit dieſer Möglichkeit.

* * *

Eine der letzten Mahnungen, die Moltke ſeinen Nachfolgern hinterließ, war die, keine Feſtungen zu bauen, ſondern nur Eiſenbahnen. Er war einer der erſten, die die Bedeutung der

Eiſenbahn für den Krieg und in ihm erkannten. Bereits Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlichte der damalige Generalſtabshauptmann von Moltke einen Aufſatz, in dem er mit weitſchauendem Scharfblick auf die hohe militäriſche Bedeutung der Eiſenbahn hinwies. Während damals auch noch die leitenden Kreiſe dem neuen Verkehrsmittel mißtrauiſch gegenüberſtanden und man z. B. die Feſtungen mit den Schienenlinien umging, ſtatt ſie dazu zu benutzen, die Bahnen zu beherrſchen, rückte Moltkes klare Erkenntnis ihre Bedeutung ins rechte Licht. In dieſem Aufſatz kündigte ſich ſchon der Mann an, der dann ſpäter durch die geniale Benutzung der Schienenſtraßen für die Heeresführung und durch die Schöpfung der Eiſenbahnabteilung beim Großen Generalſtab und der dieſen unterſtellten Eiſenbahntruppen der Strategie ganz neue Wege wies: Die von Moltke vorausgeſehene militäriſche Bedeutung der Eiſenbahnen wurde in glänzender Weiſe durch den Krieg von 1866 erwieſen. Wiewohl Preußen damals nur zwei Feldeiſenbahnabteilungen hatte, waren ihre Leiſtungen doch ausgezeichnet. Beim Aufmarſch der preußiſchen Heere in Böhmen ſpielten die Eiſenbahnen die entſcheidende Rolle. Die öſterreichiſchen Rüſtungen begannen heimlich aber nachweisbar bereits Ende März, und die Operationsbereitſchaft des Feindes mußte für Mitte Juni erwartet werden. Moltke beabſichtigte anfangs einen Vormarſch von Oberſchleſien her, doch hätte dieſer bei den zwei, zum Teil eingeleiſigen Linien, die allein vorhanden waren, fünfzig Tage gedauert. König Wilhelm aber konnte ſich nicht ſchon im Anfang April, wie es notwendig geweſen wäre, zur Mobilmachung entſchließen. Die preußiſche Mobilmachung und der Beginn der Anſammlung preußiſcher Truppen in Oberſchleſien wäre als eine Bedrohung und Herausforderung Öſterreichs angeſehen worden, und aus dieſen menſchlich edlen Beweggründen zögerte der König immer länger, wo-

durch ſich die militäriſche Lage von Tag zu Tag zu Ungunſten Preußens verſchob. Während Öſterreich die politiſche Entwicklung der Dinge diplomatiſch aufzuhalten ſuchte, rüſtete es insgeheim weiter, und am 2. Mai ſchrieb der ſo kaltblütig ruhige Moltke: „Ich glaube, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, nur noch um Stunden verſchoben werden darf.“ Am 3. Mai begann dann auch das Rüſten, und nun mußte der nordböhmiſche Kriegsſchauplatz gewählt werden, weil er der preußiſchen Hauptſtadt näher lag, und die dahin führenden Eiſenbahnlinien die günſtigeren waren. Die Eiſenbahnlinien ſprachen nun das entſcheidende Wort; durch ſie wurde der großartige Aufmarſch der preußiſchen Heere ermöglicht, der dann wie ein notwendig ſich abrollendes Drama in der Vernichtungsſchlacht von Königgrätz gipfelte.

Nachdem man bereits die großen Leiſtungen der Eiſenbahnen im amerikaniſchen Sezeſſionskrieg 1861/64 erkannt und in Preußen ſie 1866 durch eigene Erfahrung ſchätzen gelernt hatte, ging man hier daran, das Bahnnetz ſo auszubauen und die Entwicklung der Bahnlinien ſo zu beeinfluſſen, daß ihre militäriſche Ausnutzung im Krieg bis zum äußerſten möglich iſt. Wir hatten in Deutſchland 1870 rund 2355 Meilen Eiſenbahnen, davon Preußen 1388 Meilen, die aber, was bei der damaligen politiſchen Zerriſſenheit des Landes erklärlich war (95 ſelbſtändige Bahnlinien) 18 Staats- und 49 Privatverwaltungen gehörten. Preußen erhielt erſt 1875 die erſte größere Staatslinie in der Bahn Berlin—Wetzlar. Trotzdem ſchafften 1870 die in das Aufmarſchgebiet führenden Bahnlinien in wenigen Tagen den größten Teil der Heere operationsbereit an die Grenze. In elf Tagen war die deutſche Armee kriegsfertig, am 25. Juli begannen die Transporte, am 4. Auguſt wurden die Operationen mit 384 000 Streitern eröffnet. Auch den Eiſenbahntruppen gebührte demnach ihr

Teil am Sieg und Ruhm des Vaterlandes, wie der damalige Chef der Eisenbahnverwaltung erklärte. Besonders schwierig war es, in Frankreich die 4000 Kilometer Eisenbahnlinien, die von den Franzosen vor den Deutschen geräumt worden waren, wieder in Betrieb zu setzen. Das Bahnnetz war an vielen Stellen nachhaltig unterbrochen; es mangelte an betriebsfähigen Lokomotiven, das Betriebspersonal für diese auf französischem Boden errichteten Feldeisenbahnen mußte aus allen deutschen Gauen zusammengeholt werden. Was damals die deutschen Eisenbahner vollbrachten, war die aufreibende und doch nicht laut gewordene Arbeit von Männern, die, wie man treffend sagte, nicht die berauschende Glorie des Schlachtfeldes, nicht der Lorbeer des Sieges umgab, die aber ihr Redliches dazu beigetragen haben, dem Sieger den Lorbeer zu erhalten. Aus den Erfahrungen des Krieges 1870 erkannte man aber, daß Eisenbahntruppen nicht improvisatorisch organisiert werden können, sondern bereits im Frieden als ständige Einheit unter einer Kommandogewalt vereinigt werden müssen. So wurde denn bereits am 19. Mai 1871 ein Eisenbahnbataillon in Berlin aufgestellt, und die Ausbildung und Vermehrung dieses Truppenteiles ließ sich Moltke besonders angelegen sein. Heute gibt es zwei Brigaden preußischer Eisenbahntruppen und ein bayerisches Bataillon. Die Leitung des Eisenbahnwesens für Kriegszwecke wird bei der Mobilmachung dem Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs als Chef des Feldeisenbahnwesens übertragen, der diesen Dienst nach Anordnungen des Generalinspekteurs des Etappen- und Eisenbahnwesens und nach unmittelbaren Anweisungen der obersten Heeresleitung ausübt. Ihm unterstehen die Linienkommandanturen, die am Sitz der Eisenbahnverwaltungen mit diesen die Erfüllung der militärischen Anordnungen regeln und ihre Ausführung überwachen. Die Tätigkeit des Chefs des Feldeisenbahnwesens erstreckt sich auf

die Ausnutzung der im Friedensbetrieb verbleibenden Eiſenbahnen zu militäriſchen Zwecken, die Regelung des Eiſenbahndienſtes auf den in Beſitz genommenen feindlichen Bahnlinien, den Bau neuer Linien, die Zerſtörung oder Wiederherſtellung von Bahnſtrecken, Ausbau von Bahnhöfen uſw., und die Abgrenzung der im Friedensbetrieb verbleibenden Bahnen von den im Kriegsbetrieb befindlichen im Einvernehmen mit dem Reichseiſenbahnamt. Bismarck plante ein Reichseiſenbahnnetz zu gründen, aber er ſcheiterte an dem Widerſtand der einzelnen Regierungen; nun ſahen ſich die verſchiedenen Verwaltungen genötigt, ihr Eiſenbahnnetz ſelbſtändig ſowohl im Intereſſe der wirtſchaftlichen Entwicklung des Landes, als auch im Sinn der Landesverteidigung auszubauen und die Ausrüſtung der Bahnen ſowie die Ausbildung des Beamtenperſonals nach einheitlichen Grundſätzen durchzuführen. Heute ſteht Deutſchland, was Länge des Schienennetzes betrifft, an der Spitze: es beſitzt 62,198 km, das Dreifache deſſen, was es 1870 beſaß, d. h. 11,6 km auf 100 qkm, oder 9,5 km auf 10 000 Einwohner. In der abſoluten Zahl folgt nun Rußland, d. h. das europäiſche mit 57 906 km, aber da es über ſechsmal ſo viel Flächeninhalt und das Doppelte an Einwohnern hat wie Deutſchland, ſo kommen hier nur 1,2 km auf 100 km und 4,8 km auf je 10 000 Einwohner. Frankreich beſitzt 50 232 km. Da ſeine Fläche nur 4000 qkm kleiner iſt als die Deutſchlands, ſo kommen nur 9,4 km auf je 100 qkm. Dagegen iſt der Prozentſatz der Kilometerzahl zur Einwohnerzahl, weil es nur 40 Millionen Einwohner hat, größer, nämlich 12,8 auf 10 000 Einwohner. Öſterreich-Ungarns Eiſenbahnnetz iſt verhältnismäßig ſchwach entwickelt, es zählt 45 823 km, d. h. 6,8 km auf 100 qkm und 9,0 auf 10 000 Einwohner. Serbien beſitzt 906 km, 2,7 km auf 100 qkm und 3,3 km auf 10 000 Einwohner. Belgien endlich hat, wie ein trefflich ausgebildetes Waſſerſtraßenſyſtem, ſo auch

ein dichtes Eisenbahnnetz wie kein anderes Land: auf je 100 qkm kommen 29,5 km Bahnlänge.

In allen Staaten gibt es eine Reihe von Bahnen, zu deren Bau private Interessen kaum vorhanden waren und die vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus entbehrlich und nicht ertragsfähig sind. Für ihren Bau sind nur militärische Gründe maßgebend, es sind sogenannte strategische Bahnen, zu denen z. B. die Bahnen im asiatischen Rußland, die große sibirische, die mandschurische Bahn u. a. m. gehören. Die strategischen Bahnen in Deutschland sind aus begreiflichen Gründen nicht bekannt. Wir haben sechzehn durchlaufende Linien nach Westen und elf nach Osten, alle mit den entsprechenden Querverbindungen. Auch das Küstenbahnnetz ist systematisch ausgebaut worden, alle wichtigen Küstenpunkte der Ost- und Nordsee sind mit dem Landesinnern und miteinander verbunden. Wie gut in diesem Krieg unsere Eisenbahnverwaltung vorbereitet gewesen, wird durch die Tatsache bezeugt, daß bei der Beförderung unserer Truppen auf den Kriegsschauplatz in einer Nacht im Zeitraum von acht Stunden 64 Militärzüge nach derselben Richtung hin die Eisenbahnstation einer mittelgroßen Stadt durchliefen, also alle 7½ Minuten ein Zug, ohne daß die geringste Störung eingetreten wäre.

Obwohl das Schienennetz der europäischen Staaten ziemlich engmaschig ist, wird doch auch heute noch bei kriegerischen Operationen mit der Notwendigkeit neuer Bahnbauten, z. B. Umgehungsbahnen bei Sperrpunkten u. a. gerechnet. Diese sogenannten Kriegseisenbahnen sind nicht nur von unseren Truppen 1870/71 verschiedentlich gebaut worden, sondern auch die Russen haben 1877/78 mehrfach das Bahnnetz weiter ausbauen müssen, wie auch die Österreicher bei der Besetzung Bosniens 1878 zwei 100 km lange Eisenbahnlinien durch Eisenbahntruppen haben bauen lassen. Aber auch auf außer-

europäiſchen Kriegsſchauplätzen ſind wiederholt Vollbahnen gebaut worden, zuletzt von den Japanern im Feldzug gegen Rußland 1904/05 in Korea. Im Verlegen des Oberbaues läßt ſich beim „Bau vor Kopf", wobei die Baumaterialien auf dem neu verlegten Geleiſe mittels eines beſonderen Bauzuges herangefahren und allmählich je nach Vorſchreiten der Bauſpitze abgeladen und ausgebaut werden, mit drei Eiſenbahnbaukompagnien eine durchſchnittliche Bauleiſtung von täglich 2,5 bis 3 km erwarten. Nach dem Urteil von Fachleuten wie Schmiedeke, Thurn, Budde, Moranitz, denen wir in unſerer Darſtellung gefolgt ſind, erfordert die Herſtellung einer Kriegseiſenbahn nach überſchläglicher Berechnung an Zeit einen Bedarf von 6 bis 7 Tagen für das Abſtecken der Bahnlinie, Heranziehen der Arbeitskräfte und der Materialien ſowie für den Vorſprung der Unterbauarbeiten; von einem Tag auf je 2,5 bis 3 km für das Verlegen des Oberbaues, und von 1 bis 2 Tagen für etwaige Stockungen, für Nachhilfe und zur Einrichtung des Betriebes; ſo daß eine Bahn von 30 km Länge an Bauzeit etwa 19 bis 20 Tage erfordern würde. Natürlich kann eine unter ſchwierigen Kriegsverhältniſſen gebaute Kriegseiſenbahn, deren Herſtellung unter größter Beſchleunigung erfolgt iſt und deren Führung ſtarke Krümmungen und Steigungen aufweiſen wird, nicht ſo leiſtungsfähig ſein wie eine unter Friedensverhältniſſen erbaute Vollbahn, ſo daß man als höchſte Betriebsleiſtung einer eingleiſigen Kriegseiſenbahn 24 Militärzüge am Tage anſetzen kann. Die ſeit 1891 bei uns eingeführten ſchmalſpurigen Feldbahnen können für die Heeresleitung ein wertvolles Kriegswerkzeug werden, wenn etwaige Vollbahnen zerſtört ſind und ihre zeitraubende Wiederherſtellung nicht abgewartet werden kann, oder aber, wenn auf Kriegsſchauplätzen, die an feſten Wegen Mangel leiden, die ſonſt leiſtungsfähigen Kraftfahrzeuge ihre volle Leiſtungs-

fähigkeit nicht entfalten können. Auch bei Belagerung und Angriffen können die ſchnell hergeſtellten Feldbahnen, deren Spurweite 60 cm beträgt, beſonders in ſchwierigem Gelände und zu ungünſtiger Jahreszeit als brauchbarer Erſatz für die Vollbahn angeſehen werden. Große militäriſche Bedeutung hat die Verſchiedenheit der Spurweiten in den einzelnen Ländern. Die heutige europäiſche Normalſpur von 1,435 m, 4 Fuß 8½ Zoll iſt zufällig entſtanden, da die erſte gußeiſerne Kohlenbahn des Sheffield-Kohlenbergwerkes dieſen Radſtand beſaß. Breitere Spur haben von den uns heute beſonders intereſſierenden Staaten Rußland, auf dem rechten Weichſelufer, während, noch mit den Ausnahmen von Spanien, Griechenland und Portugal, die Bahnen des europäiſchen Feſtlandes trotz nicht ganz genauer Übereinſtimmung der Spurweiten die Benutzung des gleichen Fahrmaterials erlauben.

Von dem Eiſenbahnnetz Frankreichs, das ſich zum größten Teil im Beſitz von fünf großen Privatgeſellſchaften befindet, kommen für den heutigen Krieg vor allem die Oſt- und die Nordbahn in Frage; auch iſt ein gutes, umfangreiches Staatsbahnſyſtem im Weſten zwiſchen Paris und der Küſte vorhanden. An Leiſtungsfähigkeit und Betriebsſicherheit kommen die franzöſiſchen Bahnen den deutſchen wohl gleich. Im Weſten alſo, wo wir ein dichtes Eiſenbahnnetz haben, deſſen Spurweite mit der deutſchen übereinſtimmt, dürfte es für uns keine Transport- noch Verpflegungsſchwierigkeiten geben. Anders aber iſt es im Oſten. In Rußland gaben beim Bau der Eiſenbahnen mehr als in einem andern Land militäriſche Momente den Ausſchlag. Aus rein ſtrategiſchen Gründen, auf den Rat des amerikaniſchen Majors Whiſtler, wählte man eine von der europäiſchen Normalſpur abweichende Breitſpur von 1524 mm, wodurch das Reich dem über ſeine Grenzen dringenden Gegner das Vorrücken ſehr erſchwert. Nur die

beiden Linien Warschau—Granica—Wien und Warschau—Thorn haben die europäische Normalspur; um trotzdem auch auf den andern Linien den Übergang einzelner Wagen zu ermöglichen, schuf man auf einzelnen Grenzbahnhöfen Anlagen, die ein Auswechseln der Radsätze, Räder und Achsen, bei den beladenen Wagen innerhalb weniger Minuten erlauben. Im Frieden ist diese Einrichtung namentlich für den Getreideverkehr von Wert, da nunmehr das in loser Schüttung beförderte russische Getreide ohne Umladung die deutsche Grenze überschreiten kann. Im Krieg wird sich alles naturgemäß anders gestalten: wenn die Russen ihr Wagenmaterial beseitigen, entweder mitnehmen oder zerstören, erschwert die größere Spurweite den feindlichen Einfall bedeutend. Jenseits von Warschau und bei den nördlichen Grenzübergängen, Eydtkuhnen—Wirballen, bei Grajewo und Mlawa müssen die Wagen durch eine Umstellung, wofür das Breidsprechersche System besonders in Betracht kommt, sowohl für die russische wie für die deutsche Spurweite verkehrsfertig gemacht werden, oder man ändert die Schienen auf die deutsche Spur um, so daß deutsches Material auf ihnen verkehren kann. Derlei Abänderungen der Spurweite können durch geübtes Personal ziemlich rasch auf recht beträchtlichen Strecken vorgenommen werden. Eine Umnagelung der einen Schiene in die für deutsche Verhältnisse rechte Spurweite kann, da die russischen Bahnen überall Holzschwellen aufweisen, kaum auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, so daß auch in Rußland eine geregelte Lebensmittel- und Kriegsmaterialzufuhr für unsere Soldaten verbürgt scheint.

Wie die Eisenbahnen eines der wichtigsten Kriegsmittel geworden sind, so die Autos unentbehrliche Hilfsmittel. Zum erstenmal wird, wie Walter Oertel schreibt, in einem großen europäischen Krieg dem Kraftfahrzeug in seinen verschiedenen Formen Gelegenheit gegeben, seine Kriegsbrauchbarkeit nach-

zuweisen: die Personenwagen sind in größere Gruppen für die höheren Stäbe zusammengefaßt worden, die zweckmäßig vor allem in dem bergigen Gelände Belgiens, der Vogesen und in Luxemburg mit starken und mittleren Wagen ausgerückt sind, die in den Bergen rasch vorwärts kommen und in der Ebene eine hohe Geschwindigkeit entfalten können. Darum vermochten die Stäbe erst ihre Massen in Bewegung zu setzen und die Ausführung der erteilten Befehle zu überwachen, trotzdem aber schnell wieder vorne zu sein. Die schwächeren Personenwagen wurden als Begleitwagen der Kolonnen, als Fahrzeuge für Eisenbahn- und Telegraphentruppen eingeteilt oder dem Roten Kreuz überwiesen. Man konnte auch ab und zu auf den trefflichen breiten Straßen Frankreichs Automobilpatrouillen vortreiben, als Fahrer ausgesuchte Leute und kurze Wagen von hoher Geschwindigkeit. Nach den Schlachten spielten die Autos eine große Rolle beim Rücktransport der Verwundeten, um diese möglichst schnell aus den Feldlazaretten abzuschieben und in die Heimat in gute Pflege zu bringen. Auch Ansichtswagen und Autoomnibusse kamen beim Verwundetentransport zur Verwendung; für Schwerverwundete waren außer den Spezialsanitätswagen ebenfalls eine Anzahl Automobilomnibusse für die Aufnahme von Bahren eingerichtet. Unter den Lastautomobilen sind eine Reihe von Spezialfahrzeugen, so die Spezialwagen des Großen Generalstabs zum Transport von Kartenmaterial und anderem notwendigem Operationszubehör und die Begleitwagen der Luftfahrzeuge, Fliegerwagen für die Fliegerabteilungen als fahrbare Werkstätten eingerichtet und mit Reserveteilen ausgestattet, Wagen mit Gasflaschen für die Lenkballons, Scheinwerferwagen und Telegraphenwagen sowie Telefunkenfahrzeuge. Alle diese Fahrzeuge gehören dem Typ des leichten Einzelladers, dem Dreitonnenwagen, der große Beweglichkeit mit genügender Ladefähigkeit verbindet. Bei

den Kolonnenfahrzeugen muß man unterſcheiden zwiſchen den Kolonnen, die während des Kampfes bis nahe an das Schlachtfeld herangezogen werden, und denen, die nach der Schlacht gebraucht werden. Zu jenen zählen beſonders die Munitionskolonnen, beſtimmt, den Schießbedarf der Munitionsſtaffeln die die Truppen begleiten, aufzufüllen, wofür man leichtere Typen verwendet, da die Einzellader auch kleineren Verbänden ohne Umladung direkt ihre Munition zuführen können. Außerdem läßt ſich mit ihnen auf der Fahrt zum nächſten Munitionsdepot und zur Truppe eine höhere Marſchgeſchwindigkeit herausholen. Die Laſtzüge dienen zum Transport von Fourage, Mundvorrat, Erſatzausrüſtung uſw., aber auch von Munition für die ſchweren Geſchütze.

* * *

Zu den wichtigſten Forderungen des modernen Krieges gehört eine ebenſo genaue wie ſchnelle Nachrichtenübermittlung. Sie heranzubilden und zu vervollkommnen, iſt man ſeit langer Zeit beſtrebt geweſen. Wenn man früher durchaus nur auf eine Nachrichtenübermittlung durch Reiter, Brieftauben uſw. angewieſen war, ſo iſt ſie dann durch die Telegraphie und Telephonie ſicherer und ſchneller geworden. Von den erſten 1854 eingeleiteten Verſuchen zur Errichtung einer „transportablen Feldtelegraphenequipage", bei der nur Luftleitungen zur Anwendung kamen, bis zu der heutigen Vervollkommnung der Militärtelegraphie iſt ein weiter Weg. Bereits 1870 erreichten die Leitungen der Feldtelegraphie bis zum Ende des Krieges eine Länge von 10 830 Kilometern mit 407 Stationen. Über ihre damaligen Leiſtungen urteilte Kronprinz Albert von Sachſen als Führer der Dritten Armee in ſeinem Bericht an das preußiſche Kriegsminiſterium: „Die Kriegstelegraphie hat bei der diesſeitigen Armee allen an ſie geſtellten Anforderungen auf das Vollſtändigſte genügt, und

ist besonders die schnelle Herstellung der Feldleitungen während der Operationen unter schwierigen Verhältnissen hervorzuheben." Und diesem Lob schloß sich durchaus der Oberbefehlshaber der Ersten Armee, von Manteuffel, an. Erst 1899 aber organisierte man die Militärtelegraphie als Waffe, und heute haben wir in der Feldtelegraphentruppe eine nach Organisation und technischer Ausbildung der Reichstelegraphenbeamtenschaft ebenbürtige Truppe, die sofort mobil gemacht werden und gleich darauf ins Feld rücken kann. Ihr fällt, wie Thurn bemerkt, dem wir hier folgen, nicht nur die Besitzergreifung und Wiederherstellung der vielfach verlassenen und beschädigten Reichs- und Eisenbahntelegraphenleitungen sowie die Herstellung der Etappenlinien zur Verbindung der Hauptquartiere zu, sondern sie hat auch weiterhin die Aufgabe, an den taktischen Operationen Anteil zu nehmen und der aufklärenden Kavallerie bei den schnellen Vormärschen zu folgen, um feindliche Leitungen schon während der Aufklärungsmärsche wiederherzustellen und Telegraphenstationen vor der Front zu besetzen. Bei den Kriegs-Telegraphenformationen unterscheidet man Truppenfernsprecher, Feldtelegraphie und Etappentelegraphie. Die Infanteriefernsprecherabteilungen stellen im Gefecht die Verbindungen innerhalb der Truppenteile her. Jedes Infanteriebataillon vermag durch seine Fernsprechertruppe zwei Fernsprechleitungen bis zu vier Kilometer herzustellen und Truppenfernsprecher sowohl im Vorpostendienst als auch besonders im Gefecht zu verwenden. Jedes Kavallerieregiment stellt eine Telegraphenpatrouille auf, die mit Fernsprecher ausgerüstet ist und sieben Kilometer Leitung bauen kann, in der Regel aber durch Anschalten an vorhandene Leitungen größere Entfernungen überbrückt. Auch im Dienstbetrieb anderer Truppenteile wie bei der Fußartillerie und der Feldartillerie, zur Erzielung einer einheitlichen Feuerleitung, hat der Fernsprecher Verwendung gefunden. Auch

werden Fernsprecheranschlüsse nach wichtigen Punkten, z. B. Verbindung des Aufstellungsortes des Fesselballons mit dem Stab usw. hergestellt. Ferner findet bei der Eisenbahntruppe, wie beim Pionierbelagerungstrain der Fernsprecher ausgedehnte Verwendung. Auch bei der Feldtelegraphie sind Fernsprechabteilungen vorhanden, die zur Herstellung von Fernsprechverbindungen zwischen den Kommandobehörden dienen, besonders im Gefecht, aber auch während der Ruhe; sie werden auch zur Herstellung von Verbindungen mit den Vorposten herangezogen. Wir fordern, heißt es einmal in den vom Großen Generalstab herausgegebenen Studien für Kriegsgeschichte und Taktik, heute unbedingt, daß der Draht, sei es als Telegraph oder als Telephon, den Führern und den Truppen in die Schlacht folgen, und daß die wichtige Rolle, die er als Hilfsmittel der Strategie zur Beherrschung weiter Räume bei uns zuerst im Krieg 1866 gespielt hat, auch auf das Schlachtfeld übertragen wird. Damit ist ein unmittelbarer Gedankenaustausch der Führer untereinander sowie zwischen diesen und den Truppen gewährleistet. Der Meldung kann der Befehl, dem Befehl die Ausführung ohne Zeitverlust folgen. Wenn man den Leistungen unserer Feldtelegraphentruppe in China und Südwestafrika nachgeht, so muß man anerkennen, daß sie alle ihre Aufgaben gut und vollkommen gelöst hat. Eines der wichtigsten und modernsten Nachrichtenmittel im Krieg ist die Funkentelegraphie, deren Anwendung für militärische Zwecke anfangs große Hindernisse im Weg standen, die aber durch die zielbewußten Versuche unserer Heeresleitung überwunden wurden. Es gelang dann bald, fahrbare Funkenstationen zu bauen, die eine gesicherte Übertragung von Nachrichten auf weit über 100 Kilometer gestatten. Auch die Funkentelegraphie hat, von den Hertzschen Versuchen an, die bewiesen, daß die elektrischen Wellen den Raum mit der gleichen Geschwindigkeit, 300 000 Kilometer

in der Sekunde, wie die Lichtwellen durchlaufen, über die Experimente Popoffs, die geschickte technische Zusammenstellung, Verwertung und Fortbildung der früheren Erfindungen durch Marconi bis zu den Verbesserungen durch Braun und Slaby einen langen Weg der Entwicklung bis zu der heutigen Vollendung durchlaufen müssen. Heute verzeichnet das Internationale Büro des Welttelegraphenvereins in Bern in seinem letzten Rechenschaftsbericht für das Jahr 1913 an Küsten- und Bordstationen für drahtlose Telegraphie 5998 Stück, was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 1718 Stationen bedeutet. Deutschland mit seinen Kolonien besitzt 25 feste Stationen und 509 Bordstationen, England 79 Küstenstationen und 1245 Bordstationen. Seine Marine hat auch einige mit drahtloser Telegraphie ausgerüstete Unterseeboote. — In Deutschland beschäftigte sich bereits 1897 das Luftschifferbataillon mit funkentelegraphischen Versuchen. Im Jahre 1904 bewährte sich in Deutsch-Südwestafrika die deutsche Funkentelegraphie aufs beste, da in dem dichten Buschgelände die einzeln kämpfenden Abteilungen weder durch Patrouillen, noch durch Heliographen Verbindung miteinander herzustellen vermochten. Die Reichweite der Stationen betrug durchschnittlich 150 Kilometer, aber auch größere Entfernungen, bis zu 260 Kilometern, sind überbrückt worden. Die Möglichkeit, mit Hilfe der Funkentelegraphie von einer Zentralstelle, Oberkommando, aus an beliebig viele innerhalb deren Reichweite liegende Empfangsstationen gleichzeitig Befehle zu erteilen, hat gerade hier den Wert dieses neuen Mittels zur Nachrichtenübermittlung für die Zwecke des Landheeres bewiesen. Generalleutnant von Trotha erklärte, daß die Funkentelegraphie bei der einheitlichen Durchführung der Operationen von der größten Bedeutung gewesen wäre. Heute kann die sogenannte „Kavalleriestation" auf drei Pferden transportiert und in einer Viertelstunde betriebsfähig aufgebaut werden. Sender

und Empfänger ſind in einer Ledertaſche untergebracht, alle Einzelheiten ſind überſichtlich angeordnet und liegen nach Abheben der Deckkappe frei. Die Reichweite der Kavallerieſtation, zu deren Bedienung zwei Mann genügen, beträgt in ebenem Gelände bei Tage 100 Kilometer, bei Nacht 150 Kilometer. Durch die Einführung der Funkentelegraphie bei den lenkbaren Luftſchiffen wurde ein ſtändiger Nachrichtenaustauſch zwiſchen Ballon und Erde geſchaffen und die militäriſche Brauchbarkeit der Luftſchiffe für Erkundungs- und Aufklärungszwecke weſentlich gefördert. Schon ſeit 1908 werden alle Militärluftſchiffe mit funkentelegraphiſchen Apparaten ausgerüſtet. Es wurden von verſchiedenen Firmen ſpezielle Syſteme durchgebildet und ausprobiert, die lediglich für die Nachrichtenübermittlung aus und nach Luftfahrzeugen beſtimmt ſind. Eine ſolche Luftſchiffſtation beſteht im weſentlichen aus Sender, Empfänger, Antenne ſowie dem durch die Gondel und das Metallgerüſt des Luftſchiffes gebildeten elektriſchen Gegengewicht; die wenig Raum beanſpruchende Luftſchiffſtation hat eine Reichweite von 250 Kilometern und wiegt etwa 125 Kilogramm. Die Entwicklung der drahtloſen Telegraphie vollzog ſich bisher ſo, daß ihre Haupttätigkeit in der Übermittlung von Funkentelegrammen zwiſchen Schiff und Küſte und zwiſchen Schiffen untereinander beſteht; auch wurde die Funkentelegraphie vielfach Zubringerin für Kabeldepeſchen. Ihre Vervollkommnung zeigt ſich vor allem in den großen Reichweiten zwiſchen den einzelnen Stationen und in der einwandfreien Zeichenübertragung und Verſtändigung: es gelingt ſchon jetzt, Telefunkendepeſchen von Südweſtafrika über Togo nach Nauen bei Berlin zu ſenden, wobei 8200 Kilometer überbrückt werden. Die Anwendung der Funkentelegraphie beim Feldheere erſtreckt ſich nach Thurn in der Hauptſache auf ſchnell herzuſtellende Verbindungen, ſowohl während des Marſches als auch während der Raſt und der

Ruhe ſowie auf allen Verbindungen, die nur kürzere Zeit gebraucht werden, ſo daß ſich das Legen einer Drahtleitung nicht lohnen würde. Ferner bieten die Funkenſtationen die Möglichkeit des ſchnellen Aufſuchens von getrennt operierenden Truppenteilen, des Verkehrs mit nicht zu weit von der Küſte entfernten Kriegsſchiffen uſw. Bei genügender Ausrüſtung der Truppenteile mit fahrbaren Stationen können heute die Oberbefehlshaber faſt ſofort über jede Truppenbewegung unterrichtet ſein. Nach der Felddienſtordnung hat die Funkentelegraphie die oberſten Kommandoſtellen des Heeres, von denen jede eine Station erhält, miteinander zu verbinden. Die wichtigeren Stellen erhalten zwei Stationen, von denen immer eine ſteht und den Betrieb unterhält, während die andere dem Stabe folgt. Jede Station kann mit anderen innerhalb einer Reichweite von 100—200 Kilometern befindlichen Stationen Telegramme wechſeln, den Verkehr feindlicher Stationen unter Umſtänden mitleſen oder feindliche Stationen durch Zwiſchentelegraphieren ſtören. So vermag die Funkentelegraphie die anderen Nachrichtenmittel zu ergänzen und die Lücken zu füllen, die die Drahttelegraphie und optiſche Telegraphie ihrer Eigenart nach ließen. Welche Rolle die drahtloſe Telephonie im Krieg ſpielt, kann man mit Sicherheit nicht ſagen. Feſt ſteht nur, daß auch ſie die Aufmerkſamkeit unſerer Heeresleitung behauptet hat und eine Reihe von geheim gehaltenen Verſuchen mit ihr angeſtellt wurden.

* * *

Zu den beſonders im Krieg verwendeten Nachrichtenmitteln zählen die optiſchen Signale, deren man ſich ſchon mit Erfolg im Altertum bediente. Sie waren und blieben Jahrhunderte hindurch primitiv, bis der franzöſiſche Ingenieur Claude Chappe 1791 eine mechaniſch-optiſche Telegraphenmaſchine erfand, die hohen praktiſchen Wert beſaß, und in kurzer Zeit

verband ein großes optiſches Telegraphennetz 29 franzöſiſche Provinzſtädte mit Paris; die Beförderungsdauer eines Zeichens auf der 120 Meilen langen Strecke Paris—Straßburg mit 46 Zwiſchenſtationen betrug 6 Minuten. Während alle anderen großen Länder bald optiſche Telegraphenlinien nach dem Chappeſchen Syſtem bauten, ging man in Preußen erſt 1832 daran; im folgenden Jahre war die Strecke Berlin—Koblenz mit 61 Stationen im Betrieb. Aber ſchon 17 Jahre darnach, nach Herſtellung der 1849 vollendeten elektriſchen Telegraphenlinie zwiſchen Köln und Berlin wurde die optiſche Linie aufgehoben. Auch die Erfindung des Göttinger Mathematikers Gauß, durch den Heliographen das Sonnenlicht beim Signaliſieren bis auf 110 Kilometer Entfernung zu benutzen, hatte daran nichts ändern können. Aber in verkehrsärmeren Ländern behauptete ſich der Heliograph doch als ein wichtiges militäriſches Nachrichtenmittel. Seine Hauptvorteile ſind, daß er ohne großen Materialaufwand und mit geringen Vorbereitungen leicht große Entfernungen überbrücken kann und nicht Gefahr läuft, vom Feind durch Zerſtörung von Leitungen uſw. außer Betrieb geſetzt zu werden. Der Heliograph iſt, wie Merich mit Recht ſagte, im Grund nichts anderes, als das exakt zu einem wiſſenſchaftlichen Inſtrument ausgearbeitete Stückchen Spiegelſcheibe, mit dem Kinder einander die Sonne in die Augen ſpielen laſſen. Durch ihn laſſen ſich bei klarem Wetter und kräftiger Sonne Lichtblitze bis auf eine Entfernung von faſt 200 Kilometern verſenden. Heliographenſtationen gibt es auch in der deutſchen Kolonie in Deutſch-Oſtafrika, und ſie befördern nicht nur militäriſche, ſondern auch private Telegramme. Die Sprache des Heliographen iſt natürlich geheim, und die Signale ſind nur den Eingeweihten verſtändlich. Der Wert des Heliographen hat ſich u. a. 1870 darin gezeigt, daß die Bewegungen der Kommuniſtentruppen dem Kommandanten der Verſailler Armee

durch ihn kundgegeben werden konnten. Die Engländer bedienten ſich des Heliographen vielfach in ihren Kolonialkriegen. Ihr von Mance verbeſſertes Inſtrument lenkt die Aufmerkſamkeit der deutſchen Militärtelegraphie auf ſich, und 1902 gelang es uns, einen leiſtungsfähigen, dem engliſchen wenigſtens in unſerem Klima überlegenen Signalapparat zu bauen. Wenn man die Nachteile mit den Vorzügen des Heliographen vergleicht, ſo überwiegen die letzteren doch, die in der Schnelligkeit beſtehen, mit der eine Signalverbindung hergeſtellt werden kann, in der Beweglichkeit, die die Signaltrupps vom Gelände ziemlich unabhängig macht, und in der Unzerſtörbarkeit der Verbindung, die ſie beſonders für den Feſtungskrieg befähigt. Ihren Wert für uns hat ſie deutlich genug in Deutſch-Südweſt-Afrika gezeigt. Thurn weiſt treffend wieder und wieder darauf hin, daß unſere heutigen Nachrichtenmittel nur in ihrer Geſamtheit zuverläſſig ſind, und daß man auf keines verzichten kann, da ſonſt nur zu leicht die rechtzeitige Nachrichtenübermittlung in Frage geſtellt werden kann. So treten nachts an Stelle des Heliographen Leuchtraketen und andere Feuerzeichen. Auf Höhen entzündet, ſind ſie weithin ſichtbar. Aber nicht nur dem eigenen Heere dienen dieſe Verſtändigungsmittel, auch die Spione bedienen ſich ſolcher Signale, und den Öſterreichern gelang es mehrere Male, dieſe Spione abzufaſſen, die durch Feuerſignale den Serben die Stellung der öſterreichiſch-ungariſchen Truppen angaben. Zu den optiſchen Signalen gehört als wichtiges Verſtändigungsmittel die Flaggenſprache, für die es internationale Vereinbarungen gibt, und die in einem Signalbuch zum Nachſchlagen für Seeleute zuſammengeſtellt iſt. Für den Schiffsverkehr in Friedenszeiten iſt die Flaggenſprache ein notwendiges Verſtändigungsmittel auf hoher See, um Nachrichten auszutauſchen, Warnungen zu erteilen, auch Grüße und freundſchaftliche Botſchaften von einem Schiff auf das andere

zu übermitteln. Im Seekrieg wird die Flaggenſprache zur Geheimſprache, die nur von den Angehörigen der eigenen Flotte verſtanden werden kann, und deren vollſtändige Beherrſchung eine der notwendigſten Kenntniſſe des Seemanns bildet. Die Sichtbarkeit der optiſchen Signale iſt von der Helle abhängig, in Nebel und finſterer Nacht treten die optiſchen Signale gegen die akuſtiſchen zurück. Nur die Lichtſprache bleibt beſtehen, die Verſtändigung durch Scheinwerfer, Raketen, verſchiedenfarbige Laternen. Infolge der mit allen Mitteln der Technik durchgeführten Nachrichtenvervollkommnung kann, wie Merich mit einem glücklichen Ausdruck ſagte, die ganze Heeresleitung wie ein Kopf arbeiten und das Heer zu Waſſer und zu Land wie ein einziger Leib die Bewegungen ausführen, die der Kopf erdacht und gründlich erwogen hat.

VI.

Die Aufgabe der Kavallerie / Tempo des modernen Krieges und Feldzugsplan.

Die genaueſte, man möchte ſagen, ſyſtematiſche Ausnutzung der neuen Kriegsmittel iſt dem Heer in jedem ſeiner Teile zu Gute gekommen. Alles, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, iſt dadurch umgeſtaltet und zum Teil vor andere Aufgaben geſtellt worden. Die Entwicklung der Infanterie, deren Geburtstag die Schlacht von Laupen 1339 iſt, iſt eine ſtetige und glänzende geweſen. Man kennt Napoleons Tirailleurtaktik und weiß, daß eine Höhe der Entwicklung durch die Preußen 1813 erreicht wurde, die das Problem durch den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht löſten: ſtrengſte Mannszucht zuſammen mit höchſter Selbſtändigkeit, wie ſie nur ſittliche Freiheit und treue Pflichterfüllung zeugt. Erſt die nationale Mündigkeit des Einzelnen, durch einen höheren Begriff der Disziplin, ermöglichte die moderne Ausbildung der Infanterie. Auch in den neueſten Kriegen bringt die Infanterie als die Hauptwaffe die Entſcheidung. Scharnhorſt bereits erklärte in ſeinem Handbuch für Offiziere, daß feſtgeſchloſſene Infanterie mit vorgehaltenen Bajonetten ſchlechterdings nicht zu umreiten ſei, auch wenn ſie ſich gar nicht wehre. Von Siebzig erzählte General von Alvensleben eine bezeichnende Epiſode aus der Schlacht von Mars la Tour: Die Brigade, bei der er ſtand, wurde vorbeordert, um ein weit vorgeſchobenes Infanteriebataillon vor einer drohenden feindlichen Kavallerieattacke zu retten. Über eine Höhe trabend, ſah er die feindliche Attacke, die ein prächtiges franzöſiſches Küraſſierregiment, Küraſſiere der Kaiſerin, ausführte. Die feindlichen Reiter kamen in der muſterhafteſten Ordnung und Geſchloſſenheit herangebrauſt. Aber das preußiſche Infanteriebataillon formierte nicht Karree, es zog nicht einmal die vorgeſchobene dichte Tirailleurkette ein, die Tirailleure blieben vielmehr ganz ruhig liegen und empfingen den Feind mit einem wohlgezielten Feuer. Schuß auf Schuß traf die dichte Kavalleriemaſſe. Jede Kugel brachte eines der

prachtvollen Pferde zum Stürzen und Überschlagen nach rückwärts. Bald bildete sich eine breite Lücke in der Mitte des feindlichen Regiments, dessen beide Flügel jetzt instinktmäßig auseinanderwichen und bei dem Bataillon im Durchgehen vorbeisausten. Nun mußten sie an den geschlossenen Unterstützungstrupp der Tirailleure vorbei Spießruten laufen und wurden derart mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, daß bald nur noch einzelne Reiter von ihnen umherirrten, denen auch bald der Garaus gemacht wurde. So war das ganze französische Regiment vernichtet, ehe Alvensleben es überhaupt angreifen konnte. Er meinte, sein kavalleristisches Herz habe geblutet bei der Überzeugung, daß eine Kavallerieattacke gegen eine entschlossene und ruhig schießende Schützenlinie ohnmächtig sei. Keine Waffe ist in der modernen Kriegslitteratur so umstritten wie die Kavallerie. Man weiß, was sie vor und bei dem Aufmarsch durch Aufklärung und einleitende Kämpfe leisten kann, und daß ihr die Luftflotte, wie wohl einige gemeint haben, nicht das Gebiet der Aufklärung streitig machen kann. Man hat ihre größere Beweglichkeit und leichtere Verwendbarkeit hervorgehoben und schon für die großen Manöver die Forderung aufgestellt, die im Krieg von höchster Wichtigkeit ist, daß das Kavalleriekorps sich frei bewegen müsse, in der Flanke, im Rücken, auf den Verbindungen des Gegners und ohne jede Rücksicht auf Manöverbilder in echt kavalleristischem und echt modernem Sinne, im Sinn eines Seydlitz und Stuart, tätig sein müsse. So fallen der Reiterei neben dem Patrouillendienst und der Aufklärungsarbeit, neben den seltenen großen Attacken die Streifzüge zu, die im amerikanischen Sezessionskrieg der General Stuart besonders ausbildete: er ritt hinter der feindlichen Armee herum, unterbrach alle ihre Verbindungen, zog feindliche Truppen vom Entscheidungsfelde ab und war doch am eigentlichen Schlachttag auf den Flügeln seines Heeres

zur Stelle. Das auf die Verhältniſſe des heutigen Krieges übertragen, zeigt, wie man den modernen Reiter verwenden und verwerten kann: das Millionenheer unſerer Zeit kann nicht von dem leben, was das Land aufbringt, in dem es ſich befindet. Jedes Heer iſt durchaus auf den Nachſchub angewieſen, der den Mannſchaften die Lebensmittel und die Munition, den Pferden die Futtermittel bringt. Das Heer muß demnach in engſter Verbindung mit dem Hinterland ſtehen durch Eiſenbahnen, Auto- und Wagenkolonnen. Zwiſchen der Front und den an allen Bahnhöfen und Hauptſtraßen angelegten Magazinen iſt ein ſteter Verkehr. Der Kavallerie fällt alſo die Aufgabe zu, dieſe Verbindungen des feindlichen Heeres zu ſtören und zu zerſtören, den Gegner auf alle Weiſe daran zu hindern, daß er ſeinen Nachſchub regelrecht erhält, überhaupt erhält. Denn ſobald dieſer, die Lebenskraft des Heeres verbürgende Organismus, nicht genau funktioniert, ſtockt und verſagt notwendig jede ſtrategiſche Operation. Die Reiterei iſt alſo hier vor eine hervorragend wichtige Aufgabe geſtellt.

* * *

Der moderne Krieg hat infolge der aufs beſte und genaueſte ausgebildeten modernen Kriegsmittel ein ganz anderes Tempo als der alte. „Bereit ſein iſt Alles!“ Dies Wort Moltkes iſt bezeichnend. Im Frieden bereitet man, man darf ſagen, der Friede bereitet den Krieg aufs ſorgfältigſte vor. Der ſinnfälligſte Vorgang bei der Mobiliſierung, die Einziehung der Wehrpflichtigen, iſt nur ein Teil des gewaltigen Werkes. Für jeden Einberufenen iſt der Platz, den er einzunehmen hat, ſchon im Frieden vorhergeſehen. Er beſtimmt ſich durch das Bedürfnis der Auffüllung von Friedens- und der Aufſtellung von Kriegsformationen. Beide ſind durch die Kriegsordnung des Heeres gegeben, und dieſe wiederum bemißt ſich nicht nur

nach den Hilfskräften des eigenen Landes, sondern auch nach denen des voraussichtlichen Gegners. Das gleiche gilt für alle anderen Teilvorgänge der Mobilmachung, die Ausrüstung der Truppen, die Bereitstellung des Nachschubs an Menschen, Tieren und Material, endlich die Ausarbeitung und Durchführung des Aufmarschplanes, des Transports vor den Feind. Dazu wird die wirtschaftliche und die Mobilisierung der Verkehrsanstalten vorbereitet.

Man weiß, daß es eine der wichtigsten Aufgaben des Generalstabs ist, die in Betracht kommenden Kriegsschauplätze schon im Frieden eingehend zu erforschen und alle Verhältnisse, die in einem künftigen Krieg eintreten können, genau zu klären. Alle diese Vorarbeiten liefern das Material zu dem Feldzugsplan. Aber, wie Moltke erklärt, kein Operationsplan kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Plans zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten. Aber die Wege, auf denen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen.

Von größter Wichtigkeit war für Moltke der erste Aufmarsch des Heeres; hierbei kommen die vielseitigsten politischen, geographischen und staatlichen Erwägungen in Betracht. Ein Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere ist, so hat er scharf gesagt, im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gut zu machen. Aber diese Anordnungen lassen sich lange vorher erwägen und, die Bereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt, müssen unfehlbar zu dem beabsichtigten Resultat führen.

Nicht die Franzoſen, ſondern die Deutſchen waren die Schüler Napoleons, von dem die neue Kriegführung datiert. Ihm war die feindliche Hauptarmee das eigentliche Ziel, und Moltke erklärt als das nächſte Operationsziel: die Hauptmacht des Gegners aufzuſuchen und wo man ſie findet, anzugreifen. Napoleon hatte der Ermattungsſtrategie, die den Kriegserfolg durch Ermüdung des Gegners und ſeine Aushungerung möglichſt ohne Schlacht ſuchte, mit ſeinem „Marſchieren und Schlagen" ein raſches Ende bereitet. Mit Clauſewitz ſieht auch Moltke den entſcheidenden Wert im Krieg in der Schlacht: „Der moraliſche Wert eines Sieges wirkt weit über das Schlachtfeld hinaus. Er trägt ſeine Bedeutung in ſich." Das Entſcheidende dieſer Strategie war, daß er mit ſtets geſteigerter Wucht immer neue Heeresmaſſen auf den einen Punkt warf. Sein Syſtem zielte auf Umfaſſung des Gegners, ſein Streben richtete ſich auf Vernichtung des Feindes, auf völlige Einſchließung, wie ſie bei Sedan gelang. Er ſammelte keine kleinen Erfolge, er glaubte, daß durch die großen die kleinen mitbeſtimmt werden: ſo warf er denn eine möglichſt große Streitmacht zu einem Hauptſchlag auf den wichtigſten Gegner. Die Hauptkunſt des modernen Feldherrn ſah er darin, die getrennt marſchierenden Armeen im entſcheidenden Augenblick auf dem Schlachtfeld zu vereinen. Seine Schule hat ſein Syſtem der Aushilfen, wie er beſcheiden ſeine Anſchauungen nannte, ausgebaut, und einer der trefflichſten, Graf Schlieffen, konnte mit Recht erklären, daß der deutſche Generalſtab das Vermächtnis des Mannes von Sedan hochgehalten hat.

VII.

Volksernährung und Krieg.

Ein militärischer Sachverständiger, der auch einen tiefen Blick in die wirtschaftlichen Folgen des Kriegs getan, erklärt einmal, die ausschlaggebenden Faktoren für den glücklichen Verlauf eines Kriegs wären Menschenersatz, Munitionsersatz, Verpflegung der Truppen und des Volkes. Wenn man diesen kurzen Satz in einigen Gedankengängen ausführt, wird man ihm ohne Einschränkungen beistimmen und geneigt sein, die Ernährung der Daheimbleibenden mit der des Heeres durchaus gleich zu bewerten. Es besteht einiger Zusammenhang. Wer das beste und meiste Material an Menschen, Munition und Nahrungsmitteln in einem Krieg einzusetzen vermag, und zwar aus eigenen Mitteln, der wird notwendigerweise Sieger bleiben müssen. Der Krieg ist stets eine Geld- und Nahrungsfrage gewesen, und ist es heute noch, und darum hat sich, nachdem die andern wichtigen Fragen nach Ausbruch des jetzigen großen Feldzuges über Stärke, Ausrüstung, Transport, Verpflegung unserer Soldaten aufs befriedigendste beantwortet wurden, als eine besonders bedeutungsvolle die erhoben, ob die Daheimbleibenden für die Dauer des Kriegs, die heute niemand voraussagen kann, genügend versorgt sind, ob die Ernährung des Volkes als gesichert gelten kann. Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Volksernährung und Krieg hat man begreiflich genug sich bereits im Frieden vorgelegt und alle Vorsorge getroffen, den Unterhalt des Volks für den Fall einer unerwarteten Störung aller Lebensverhältnisse, wie sie der Krieg im Gefolge hat, nach Möglichkeit zu regeln. Es wird sich in der Volksernährung während des Kriegs ein großer Unterschied zwischen Agrar- und Industriestaaten bemerkbar machen. Im Jahr Siebzig bot sie kaum Schwierigkeiten, da der ganze Bedarf an Getreide vom Mutterland selbst gedeckt werden konnte. Damals war Deutschland noch vorwiegend Agrarstaat und Agrarausfuhrland, und trotz des gesteigerten Bedarfs an Nahrungsmitteln für das Heer sowie für die Ge-

fangenen während des Kriegs traten keine erheblichen Preissteigerungen ein, es kam sogar durch das Ausfuhrverbot infolge des Inlandsangebots am Inlandmarkt zu einer Preisherabsetzung. Heute nach vierundvierzig Jahren haben sich naturgemäß die Verhältnisse anders, aber für uns, im ganzen genommen, nicht ungünstiger gestaltet. Jedenfalls dürfen wir versichert sein, daß wir schon nach unserer geographischen Lage besser gestellt sind als z. B. England, das infolge seiner sehr geringen landwirtschaftlichen Eigenproduktion für den größten Teil seiner Volksernährung auf überseeische Zufuhr angewiesen ist und für das der Verlust der Seeherrschaft die Möglichkeit einer Aushungerung des Mutterlandes im Kriegsfall bedeuten würde, was auch der letzte und ausschlaggebende Grund der sogenannten englischen Blauwasserpolitik ist, nämlich der Auffassung, die die unbedingte Aufrechterhaltung und Sicherstellung der Oberherrschaft zur See unter Zurückstellung und Überwindung aller Hindernisse fordert. Es ist klar, daß in den Industriestaaten die Frage der Ernährung eng mit den Verhältnissen des Transports, der Verkehrsmöglichkeit zusammenhängt, da hier im Gegensatz zum Agrarstaat ein weit ausgedehnteres Verkehrsnetz zur Verteilung der Nahrungsmittel gebraucht wird. Neben der Beschränkung der Verkehrsmöglichkeit macht sich auch Mangel der Verkehrssicherheit geltend; bei Kriegsausbruch wird das meiste Eisenbahnmaterial für Transport der Truppen, Geschütze, Munition, Lebensmittel, auch das geschulte Verkehrspersonal für den Krieg beansprucht, ein großer Teil der Handelsschiffe als Beförderungsmittel ist ausgeschaltet. Von großer Bedeutung ist auch die Frage des Zeitpunktes des Kriegsbeginns, denn es kommt darauf an, ob die Ernten schon eingebracht sind oder nicht: die Getreidepreise werden in Kriegszeiten unmittelbar nach der Ernte niedriger sein und um so höher, je länger die Ernte zurückliegt. Durch die großen Landeslieferungen

im Kriegsfall tritt im gesamten Absatzgebiet eine Verschiebung zu ungunsten der heimischen Bevölkerung ein. Natürlich liegen hier auch innerhalb der Industriestaaten die Verhältnisse ganz verschieden, in dem weniger industrialisierten Österreich anders als in Deutschland, bei uns anders als in England. Aber auch für die Agrarstaaten ist der Zeitpunkt des Kriegsbeginns bezüglich der Frage der Ernährung von Heer und Volk wichtig. Sonst aber bieten diese Staaten ein Bild ganz entgegengesetzter Wirkung, wie die letzten Balkankriege beweisen. Sie ragen in die heutige Industrieentwicklung noch als Reste jener Kämpfe hinein, die zwischen agrarischen und Handwerkervölkern mit unentwickelter Industrie geführt wurden. Die beteiligten Länder litten unter den Kriegswirkungen nicht so stark, wie es bei Industriestaaten der Fall gewesen wäre. Der stärkste Abbruch erwächst den Agrarstaaten durch den Rückgang des Viehbesitzes, und besonders Serbien erlitt durch die letzten Kriege erheblichen Schaden an seiner Viehzucht. Wenn auch in Agrarstaaten der festangespannte Kriegsbedarf die Getreidepreise vorübergehend in die Höhe treibt, und wenn der Mehrbedarf an Fleisch in Kriegszeiten auch die Fleischpreise erhöht, so sinken doch hier infolge der unterbundenen Ausfuhr die Nahrungsmittelpreise sehr schnell nach Ausbruch des Kriegs. Das bisher aus dem Ausland für ausgeführte Nahrungsmittel kommende und nunmehr fehlende Geld wird in Staaten mit vorwiegender Naturalwirtschaft um so weniger vermißt, als es schon in Friedenszeiten weniger der Allgemeinwirtschaft als in erster Linie dem Zinsendienst zugute kam. Schließlich kann in der weit mehr auf Kollektivwirtschaft gestellten landwirtschaftlichen Produktion der Berufsgenosse dem andern weit leichter über augenblickliche Schwierigkeiten weghelfen. Das sind Gedankengänge allgemeiner Art, die sich sofort bei der Fragestellung, wie sich Volksernährung und Krieg zueinander verhalten, ergeben.

Wenn wir uns nun besonders Deutschland zuwenden, so können wir, obwohl die Verhältnisse seit Siebzig ganz andere geworden sind, die Zuversicht gewinnen, daß die Ernährung des Volks während des Kriegs aus eignen Mitteln sichergestellt ist, eine weise Sparsamkeit vorausgesetzt. Wir haben ja Hungersnöte, wie sie z. B. in Rußland sich fast periodisch wiederholen, nie gekannt. Man weiß, daß der Nahrungsmangel in einigen Bezirken des großen Reichs sich fast so häufig wiederholt wie in Britisch-Indien; man hat auch die Folgen solcher Hungerjahre, wie sie Rußland besonders schwer 1891 und 1892, dann 1899 erlebte, in all ihrem Grauen kennen gelernt. So hatte in dem letzt genannten Jahr die russische Gesellschaft vom Roten Kreuz schon im Juli in einem Gouvernement allein etwa 70 000 Menschen täglich zu speisen und weitere 60 000 durch Verabreichung von Korn und Mehl zu unterhalten, so daß ungefähr 125 000 Menschen täglich unterstützt wurden. Dazu kam die Verpflegung von etwa 20 000 Skorbutkranken, für die ungefähr 200 fliegende Hospitäler errichtet werden mußten. Auch jetzt wird allgemein in Rußland wieder mit dem Eintritt einer Hungersnot gerechnet, da man einer Mißernte in vielen Teilen des Landes entgegensehen muß. Da die Ernte nach dem Ausweis der Ausfuhr von Getreide aller Arten schon seit dem Jahre 1911 unter dem Durchschnitt geblieben war, so würde eine gesteigerte Mißernte besonders schwere Folgen nach sich ziehen. Die Erfahrungen des Hungerjahrs 1899 haben gezeigt, daß nicht nur Hunger und Abzehrung, sondern auch die in ihrem Gefolge herrschenden Krankheiten, vor allem Skorbut, Typhus und andere Unterleibskrankheiten das Volk verwüsten. Das Rote Kreuz, das damals so trefflich die Not des Volks zu lindern wußte, wird aber heute mit all seinen Mitteln und Kräften für den Krieg benötigt, der für die Einbringung der Ernte und für die Wiederbestellung des Bodens dem Land auch die nötigen Arbeitskräfte

entzieht. Die Witterung hatte in dieſem Jahre manche Ähnlichkeit mit der von 1899: Mangel an Schnee im Winter, ein ungewöhnlich kurzer, nur mit kurzer ebenſo ungewöhnlicher Hitze durchſetzter Frühling und ein ſpäter Beginn des Sommers. Vor allem im Süden haben ſchon im Frühjahr und ſpäter in den erſten Wochen des Sommers heiße und trockne Winde die Felder verbrannt. Wenn über einen ſolchen Einfluß und die dadurch bedingte Notreife des Getreides ſchon in einigen Teilen Deutſchlands geklagt wurde, wo doch in der zweiten Hälfte des Juli durch reichlichere Niederſchläge vieles wieder ausgeglichen wurde, ſo machten ſich die ungünſtigen Einflüſſe der Hitze in Rußland mit ſeinem feſtländiſchen, halb aſiatiſchen Klima weit ſchärfer fühlbar. Wenn man von den heutigen Ernteverhältniſſen Rußlands lieſt, denkt man unwillkürlich an den Satz aus einem der Berichte des Jahres 1899: „Die Felder ſind ſo nackt, daß ſie einem ſorgfältig hergerichteten Boden für eine Radrennbahn gleichen.“

Man hat nun, nachdem wir uns auch mit England im Krieg befinden, mit einer gewiſſen Sorge gefragt, ob die große Seemacht uns nicht alle überſeeiſche Zufuhr abſchneiden und uns aushungern könnte. Aber alle Befürchtungen dieſer Art waren und ſind grundlos. Wir ſind auf eine Zufuhr in vieler Beziehung von vornherein gar nicht angewieſen. Unſere Ernten waren, im ganzen genommen, ſehr günſtig: In Roggen decken wir nicht nur den eignen Bedarf, wir konnten auch in den letzten Jahren ſteigende Mengen an das Ausland abgeben. Das Ausfuhrverbot erhält uns nun dieſe Mengen. Anders iſt es bei Weizen. Hiervon brauchten wir im Vorjahr bei ſehr guter eigener Ernte von 4 656 000 Tonnen noch einen Zuſchuß von 2 088 000 Tonnen. Da aber dieſe Einfuhr von überſeeiſchem Weizen durch die Aufhebung der Zölle, durch Tarifermäßigungen und andere Einführungsmaßnahmen der Regierung

sehr erleichtert ist, schwinden die Befürchtungen, daß wir nicht genügend Ware bekommen könnten. Die Vereinigten Staaten von Amerika können anfangs kein Getreide für uns und Österreich verladen, und die bedeutenden Mengen, die dort für die Ausfuhr bestimmt sind, bleiben an den Stapelplätzen liegen. Aber es fragt sich auch, ob Amerika für Verschiffungen nach England und Frankreich nicht das Kriegsrisiko für zu hoch hält und ob nicht auch der Verkehr nach dort stark eingeschränkt werden wird. Jedenfalls zeigt die Statistik, daß Deutschlands Ernte an Roggen und Weizen 1913 zusammen 16 878 000 Tonnen betrug, daß ein Einfuhrüberschuß an Weizen von 2 008 000 Tonnen dazu kam, während uns ein Ausfuhrüberschuß an Roggen und Mehl von 1 082 000 Tonnen entzogen wurde, so daß die deutsche Versorgung sich auf zusammen 17 804 000 Tonnen stellte und wir also alles in allem etwas mehr als eine Million Tonnen Brotgetreide mehr benötigten als wir selber produzierten. Wir brauchten also, falls uns jede Einfuhr abgeschnitten würde, nur mehr Roggenmehl zu verbacken, um mit unserm Weizenvorrat zu reichen: es wäre demnach die Erzeugung von Weizenbrot zu beschränken. Denn während die deutsche Landwirtschaft den ganzen Jahresbedarf an Roggenmehl selbst liefern kann, sind wir nur für acht Monate mit Weizenmehl versorgt. Es handelt sich demnach nur um Verschiebungen in der Ernährung, wie den Ersatz des Weizenbrots durch Roggenbrot, Zusatz von Kartoffeln bei der Brotbereitung, wie sie auf dem Land seit jeher bekannt ist u. a. m. Der Verbrauch von Roggenbrot, das echt nur von einem kleinen Teil der Bäckereien hergestellt wurde, ist von Jahr zu Jahr zurückgegangen; das muß sich nun, wenn wir mit unserem eignen Weizen auskommen wollen, ändern. Die diesjährige Ernte ist, wie man jetzt feststellen kann, genau so gut wie die vorjährige, wo nach reichlichem Abzug des Bedarfs an Saatgut, nach dem statistischen Jahrbuch des Deutschen Reichs,

477 Pfund Brot auf den Kopf der Bevölkerung zur Verfügung blieben oder pro Tag 1,3 Pfund, was doch den wirklichen Bedarf übersteigt. Auch der Hafer- und Gersteertrag dieses Jahres ist gut; als Ersatz für Hafer wird man möglicherweise Gerste verwenden. Ein Mangel an einem andern sehr wichtigen Nahrungsmittel, der Kartoffel, wird auch nicht fühlbar werden. Die Ernte Deutschlands darin beträgt 1082 Millionen Zentner, als verfügbare Menge käme auf den Kopf der Bevölkerung 1312 Pfund, der wirkliche Bedarf ist aber mit 2 Zentner hoch genug angesetzt. Man wird jetzt nur von einer zu großen Verwendung der Kartoffel zu Brennerei- und Futterzwecken absehen müssen, um jeden Mangel zu vermeiden. Wie dieser hier nicht in Frage kommt, so auch bei dem Hauptgemüse, dem Kohl, der eine außerordentlich gute Ernte ergeben hat. In Anbetracht des Kriegszustandes bevorzugte man den Anbau solcher Gewächse, die möglichst bald Ertrag liefern, wie Spinat, Kohlrabi, Wirsing, Erbsen, die ebenso nährstoffreich wie Fleisch sind, Radieschen u. a. m. Sie können auch, das ist der weitere Vorteil, trocken wie gekocht leicht aufbewahrt werden, um in der gemüsearmen Zeit Verwendung zu finden.

Günstig wie mit Brot, Kartoffel, Gemüse, steht es auch mit unserer Fleischversorgung, die man auch nicht ausreichend glaubte, bis Beruhigung von fachmännischer und amtlicher Seite kam. So hieß es z. B., der Ausfall an russischen Schweinen wäre bedeutend, aber was wollen diese 130 000 Stück heißen gegen den Bestand von 25 Millionen Schweinen, die die Zählung am 2. Juni 1914 in Deutschland ergab. Es ist eine Fülle von Nutz- wie von Schlachtvieh vorhanden, und die anfangs in die Höhe gegangenen Preise haben sich rasch wieder auf ein ganz normales Maß gesetzt. Angenommen aber, wir kämen mit unseren eigenen großen Viehbeständen nicht aus, so hätten wir in den neutralen Staa-

ten des Nordens, Dänemark und Schweden, in Holland und Italien tüchtige und schnelle Lieferanten. Die gerade jetzt besonders erfreuliche Tatsache, daß wir einen so großen Nationalreichtum an gesundem Vieh haben, ist auf drei reichliche Futterernten und die in großem Umfang erfolgte Melioration von bisher ertraglosen Wiesenflächen, durch vermehrten und rationellen Futterbau überhaupt zurückzuführen. Auch alle Molkereiprodukte wie Milch, Butter und Käse sind so reich vorhanden, daß man von einem Überfluß sprechen darf. Milch und Butter geben im Preise beträchtlich nach, und in Käsereien und Käsehandlungen sammelten sich so große Lager an, daß in den Kreisen dieses Gewerbes die schwersten Bedenken wegen der wirtschaftlichen Lage zahlreicher Betriebe entstanden. Die Hoffnung Englands, uns aushungern zu können, ist also eine leere und eine der zahlreichen falschen Berechnungen, die ihm unterlaufen sind. Selbst bei längerer Dauer dieses großen Krieges sind wir in der Lage, uns aus eigenen Mitteln zu ernähren, wenn wir nur mit ihnen haushalten; dazu gehört die Einschränkung der Alkoholindustrie: statt Bier mehr Brot, die Einschränkung der Branntweinbrennerei: statt Schnaps Kartoffel, die Eindämmung der Vergeudung von Nährstoffen bei der heutigen Art der Vermahlung von Getreide, wo beim Roggen 15 Prozent, beim Weizen sogar 20 oder 30 Prozent verloren gehen, während es Schälverfahren gibt, die gut schmeckendes Brot aus Mehl erzeugen, das von dem vermahlenen Getreide 95 Prozent beibehalten hat. Auch bei der Brotherstellung wird verschwendet: man soll das Luftbrotverfahren anwenden, nicht mit Sauerteig backen, worauf schon Liebig hinwies: wenn man nur ein viertel Kilogramm Brot täglich auf den Kopf der Bevölkerung rechnet, so werden 0,26 Millionen Kilogramm Stärke täglich in Form von Alkohol und Kohlensäure durch den Schornstein gejagt. Würde die Einstellung

der Alkoholerzeugung für die Dauer des Krieges erzwungen, würden die so gesparten Kartoffeln, das Getreide und das Obst unmittelbar zur Ernährung verwendet, würde die Vermahlung bis auf fünf Prozent durchgesetzt und das Brot mit Sodawasser statt mit Hefe hergestellt, so würde man außerordentlich viel sparen. Aber selbst wenn wir nur etwas zurückhaltend und besonnen mit den zur Verfügung stehenden reichen Vorräten umgehen, werden wir ungefährdet den Krieg, auch wenn er länger währt als wir hoffen und wünschen, überstehen.

Die erſten Kriegsnovellen eines Mitkämpfers

Richard Serau

Blut und Eiſen

Kriegsgeſchichten 1914

Mit Umſchlag von Emil Preetorius

geh. M. 3.— geb. Mk. 4.—

Es handelt ſich bei dieſem Buche nicht um müßige Phantaſieprodukte, nicht um die Schreibtiſcharbeit eines Zuhauſegebliebenen.

Ein Augenzeuge, ein Mitkämpfer, der in Offiziersſtellung die lothringiſchen Schlachten mitgekämpft hat, ſchildert, nach Wochen invalid geworden, in packenden und farbigen Bildern den modernen Krieg und zwar unverfälſcht, in all ſeinen erhebenden, niederſchmetternden, rührenden und begeiſternden Momenten. Er erzählt von ſelbſtloſer Hingabe, von Heldenmut, Kameradſchaft, von all den Freuden und Leiden im Felde und der Gefahr der Liſt, Tücke und Roheit der Feinde draußen. Das ganze Chaos des Weltkampfes wird vor unſeren Augen lebendig:

Die erſten blutig erlebten Geſchichten aus dem gegenwärtigen Völkerkriege

alſo beſchert uns dieſer Band durchzuckt vom wirklichen Geſchehen, das draußen, den Atem uns beklemmend, voll ſittlichem Ernſt und voll Vaterlandsliebe den Tatſachen ſtreng nachgezeichnet von Einem, der, Herr ſeiner Mittel, was er ſchaute, durch ſeinen Stift zu hinreißender Wirkung zu bringen verſteht, denn Richard Serau iſt ein Dichter.

Georg Müller Verlag, München, Elisabethstr. 26

General Tod

Die besten Kriegsnovellen der letzten hundert Jahre

Herausgegeben von Joachim Delbrück, mit Bildbeigaben von Professor A. Hoffmann

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—, Luxusausgabe Mk. 15.—

In diesem Bande ist eine Anzahl literarisch wertvoller Kriegsnovellen älterer und moderner Meister dieser Erzählungsgattung, wie Ewald Gerhard Seeliger, Prosper Mérimé, Friedrich Wilhelm Hackländer, Leo Tolstoi, Detlev von Liliencron, Emile Zola, Karl Hans Strobl, Pierre Mille, Rachilde, Colin Roß, Claude Farrère, Karl Salzer, Gustav Janson und andere vereinigt.

Als Dokument einer eisernen Zeit soll dieses Buch

ein Beitrag zur Psychologie des Krieges

sein, wie ihn die Völkerseele widerspiegelt. Die tapfere Phrase des Franzosen, der passive Gehorsam des Russen, japanischer Ahnenkult und deutsches Pflichtheldentum sind hier in scharfen Gegensatz gestellt und geben so den

besten Kommentar der gegenwärtigen Ereignisse.

Georg Müller Verlag München, Elisabethstr. 26

Vorwärts!

Ein Husarentagebuch und Feldzugsbriefe von

Gebhardt Lebrecht von Blücher

eingeleitet von

Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz

Mit zahlreichen Bildbeigaben. Kartoniert Mk. 3.—

Ein Buch, das gerade heute jedem Leser, wo es sich wieder um den Kampf fürs Deutschtum handelt, Begeisterung und Siegesgewißheit geben muß. Eine wahre deutsche Heldennatur zeigt sich uns tapfer bis zur Verwegenheit, mutvoll und gottvertrauend auch im ärgsten Unglück, bescheiden im Selbstlob. Trotz strengster Manneszucht ein Vater und Freund jedem einzelnen seiner Soldaten, ein Mann von biblischer Strenge gegen sich, gegen sein Heer, gegen den Feind und doch der aufmerksamste zärtlichste Gatte, der besorgte Vater, der treue, dienstbereite Freund. Und doch ist unser großer Held auch ein ganzer Mensch. Sein Haß gegen Napoleon ist ebenso inbrünstig als seine Liebe zum Vaterland. Deutlich führt uns dieses Buch vor Augen ein Volk, das aus tiefster Knechtschaft, aus den ärgsten wirtschaftlichen Verhältnissen sich aufrafft, sein Alles und Letztes für das Deutschtum, für Deutschland freudig opfert. Der erste Teil bringt Aufzeichnungen aus den Revolutionsfeldzügen 1793/1794 an den Rhein, der zweite Briefe Blüchers, Proklamationen und Ähnliches aus den großen Feldzügen gegen Napoleon 1806 bis 1815. Dieses Buch, abgesehen von seinem großen historischen Interesse, muß gerade jetzt Erfolg haben, denn es muß jedem wahren Deutschen eine Erquickung sein, ein unverfälschtes Zeugnis deutschen Mutes, deutscher Tatkraft und Leistungsfähigkeit unmittelbar durch die Worte eines ihrer wahrsten Vertreter auf sich wirken zu fühlen.

Georg Müller Verlag, München, Elisabethstr. 26

Der Herr der Luft

Die besten Flieger- und Luftfahrergeschichten der Weltliteratur

Herausgegeben von Leonhard Adelt. Illustriert von H. Kley

geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, Luxusausgabe M. 15.—

Zum ersten Male im jetzigen Krieg zeigt sich die Bedeutung unserer Luftfahrzeuge in einer ganz außerordentlichen Weise, und das Interesse für dieses neueste Kriegsmittel ist in den weitesten Kreisen rege. So dürfte ein Band Erzählungen neuer Autoren, der

ein Spiegelbild der gewaltigsten Umwälzungen

der letzten Jahre bietet, allseits besonders einmütige Aufnahme finden. Die heroische Tragik der Vorkämpfer, der sieghafte Ansturm der Erfüller, die berauschenden Sensationen des Fluges, die unerhörten Zukunftsaussichten, die sich mit ihm erschließen, erhalten in diesen Erzählungen den dichterischen Niederschlag ihrer historischen Größe. Noch einmal erleben wir Zeitgenossen hier in der Verstärkung künstlerischer Konzentration jenen ergreifenden Augenblick, da wir den ersten Flieger sich von der Erde lösen und einen Jahrtausende alten Kampf sich zugunsten menschlicher Tatkraft entscheiden sahen. In dem Bande sind unter andern vereinigt Arbeiten von: Adalbert Stifter, Karl Vollmöller, Otto Rung, Jules Verne, Aage von Kohl, Wilhelm Schmidtbonn, Karl Hans Strobl, E. A. Poe, Leonhard Adelt u. a.

Diese seltsame reizvolle Welt neuer Wirklichkeiten und neuer Wunder hat in Heinrich Kley den Illustrator gefunden, der sie aus der sicheren Beherrschung des Flugtechnischen heraus zu einem geistvoll überlegenen und entzückend einfallsreichen Spiel der künstlerischen Phantasie gestaltet. So ist das Buch „Der Herr der Luft" zwiefach

ein Dokument des modernen Geistes

und eines neuen Dichtergeschlechtes, das seiner Zeit nicht mehr hochmütig, verstört oder anklagend gegenübersteht, sondern leidenschaftlich teilnimmt an ihrer Arbeit und ihren Eroberungen, an ihren Schönheiten und Gefahren.

Georg Müller Verlag München, Elisabethstr. 26

Die Schlacht

von

Claude Farrère

Umschlagzeichnung von Emil Preetorius

Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—

Die Herausgabe dieses Werkes eines Franzosen rechtfertigt allein schon die mit außerordentlicher Kraft und Lebenswahrheit geschilderte moderne Seeschlacht, wie sie in ähnlich dichterisch packender Weise wohl noch nie die neuere Literatur gezeigt hat. Der Kernpunkt des Romanes ist die große Seeschlacht bei Tsuschima im russisch-japanischen Krieg, eine nicht allzu ferne Zeit, da sich noch die beiden heutigen Bundesgenossen in den Haaren lagen. Das Interessanteste an dem Buch aber, das zu bemänteln der französische Autor damals noch keinen Grund hatte, ist die durch dieses Werk selbst von einem Franzosen an den Pranger gestellte Hinterhältigkeit Englands, das sich nicht scheute, seine Offiziere auf die japanischen Schlachtschiffe gegen Rußland zu senden. Und die letzten Geschützgeheimnisse konnte der japanische Kapitän ohne Schwierigkeit dadurch von dem englischen Attaché erfahren, daß er zusah, wie dieser seine Frau zu eigen nahm . . .

Ein düſteres, geheimnisvolles Dokument der polniſchen Revolution um 1905, das die Gefühle und die Stimmung der Bevölkerung auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz wiedergibt, iſt die

Geſchichte einer Bombe

von

Andreas Strug

Deutſch von Efraim Friſch

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.50

„. . . . Die Bombe iſt nicht mehr und nicht weniger als ein Symbol der furchtbaren revolutionären Bewegung, die vor wenigen Jahren Rußland — und insbeſondere Ruſſiſch-Polen — erſchütterte. Von offenbar ſehr kundiger Hand wird der Vorhang von den Geheimniſſen der Revolution gehoben, und man erwehrt ſich kaum des Gedankens, daß dieſelbe Hand, die hier die Feder führte, ehedem wohl ſelbſt mehr als einmal jene kleine, gußeiſerne Büchſe gewogen haben mag, in der der Tod verborgen war. Durch viele Hände geht die Bombe ihren Weg, oft nahe am Ziel, aber immer wieder durch irgend etwas verhindert, ihre vernichtende Arbeit zu tun. Weiter wandert die Bombe von Hand zu Hand, um endlich bei einem armen, ausgehungerten Schneider ſo etwas wie eine Beſtimmung zu finden. Der entſchließt ſich zur Tat; ſchleudert — da ihm der Lohn verweigert wird — das unheimliche Ding ſeinem Prinzipal vor die Füße. Und die Bombe — verſagt.“

E. A. Katz (B. Z. am Mittag).

In Kürze gelangt zur Ausgabe:

Dokumente des Hasses

Blicke in die Seelen unserer Feinde

Herausgegeben von Hanns Floerke. Mit zahlreichen Bildbeigaben. Geh. ca. Mk. 3.—, geb. ca. Mk. 4.—

Unter allen Begleiterscheinungen des uns aufgedrungenen großen Krieges ist wohl keine, die so darnach angetan wäre, unser Erstaunen zu erregen, wie die Kundgebungen des Hasses, die aus den Reihen unserer Feinde sowohl wie mancher Neutraler zu uns herüberschallen. Wir finden uns einer Welt von Feinden gegenüber, die uns mit den unerhörtesten Beschuldigungen, Beleidigungen und Drohungen überhäufen und sehen uns genötigt, neben dem Krieg gegen die bewaffnete Macht unserer Gegner einen solchen gegen die millionenzüngige Verleumdung zu führen, die alle Völker außerhalb des Reiches gegen uns einzunehmen trachtet. Mit Richtigstellung von Fall zu Fall ist es hier nicht getan. Da bedarf es schon tiefer greifender Mittel. Vor allem ist es nötig, daß wir sowohl unser Bild, wie es sich in den Köpfen unserer Feinde und Neider malt, als auch den Charakter unserer Gegner genau studieren und aus dieser Kenntnis heraus die Abwehr organisieren.

Die Sammlung der wichtigsten Dokumente, wie sie hier versucht wird, erscheint darum im deutschen Interesse dringend geboten. — Als Ergänzung zu den antideutschen Kundgebungen von Staatsmännern, Künstlern, Schriftstellern, Journalisten, kurz den Leuten, die Anspruch erheben, als Kulturträger zu gelten, enthält das Buch auch eine Anzahl von Bildern und Karrikaturen aus Zeitschriften, die denselben Geist atmen. Wort und Bild ergänzen sich also in frappanter Weise.